Richter, Richard
Catulliana

II

PROGRAMM

DES

KÖNIGLICHEN GYMNASIUMS

ZU

LEIPZIG

FÜR DAS SCHULJAHR OSTERN 1880 BIS OSTERN 1881

DURCH WELCHES ZUGLEICH ZU DEN

ÖFFENTLICHEN CLASSENPRÜFUNGEN AM 6. UND 7. APRIL

IM NAMEN DES LEHRERCOLLEGIUMS

ERGEBENST EINLADET

PROF. RICHARD RICHTER

RECTOR.

HIERZU ALS BEIGABE: RICHARD RICHTER, CATULLIANA

LEIPZIG, 1881.

DRUCK VON ALEXANDER EDELMANN,

UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER.

1881. Progr. No. 479.

PROGRAMM

DES

KÖNIGLICHEN GYMNASIUMS

ZU

LEIPZIG

FÜR DAS SCHULJAHR OSTERN 1880 BIS OSTERN 1881

DURCH WELCHES ZUGLEICH ZU DEN

ÖFFENTLICHEN CLASSENPRÜFUNGEN AM 6. UND 7. APRIL

IM NAMEN DES LEHRERCOLLEGIUMS

ERGEBENST EINLADET

PROF. RICHARD RICHTER

RECTOR.

HIERZU ALS BEIGABE: RICHARD RICHTER, CATULLIANA.

LEIPZIG, 1881.

DRUCK VON ALEXANDER EDELMANN,

UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER.

1881. Progr. No. 479.

Catulliana.

Die Verschmelzung der Bruchstücke XIV^b und II^b (*Si qui forte mearum ineptiarum* — und *tam gratum est mihi quam ferunt puellae* —) zur Einheit eines Widmungsgedichtes an das Publicum ist neuerdings von Fritz Schöll (Fleckeisens Jahrbb. 121, 7, 494) wieder verworfen worden. Das grammatische Bedenken freilich gegen die ungewöhnliche Zeitfolge *non horrebitis* — *gratum est*, das er hauptsächlich geltend macht, dürfte sich beseitigen lassen. Der Dichter würde mit dieser Verbindung von Futurum und Präsens treffend sagen: Die Gunst des Publicums wird mir nicht blos künftig, wenn sie wirklich eintritt, wohlthuend sein, sondern die Hoffnung auf diese Gunst, der Gedanke an ihre Möglichkeit ist mir schon jetzt wohlthuend. Um so schwerer aber fällt ins Gewicht der sachliche Grund, den Schöll nur andeutet, dass es ein unzutreffender Vergleich sein würde, wenn Catull die zu verhoffende Theilnahme der Leser für seine lyrischen Kleinigkeiten als den Atalanteapfel bezeichnen wollte, der ihn nach langer spröder Zurückhaltung verlocke, seine literarische Jungfräulichkeit aufzugeben. Als wenn man annehmen dürfte, dass er bis zur Herausgabe der Hendecasyllabi mit dichterischen Veröffentlichungen zurückgehalten habe und jetzt erst durch den zu erwartenden Beifall der Leserwelt die Zunge sich lösen lassen wolle, während er umgekehrt, wie schon hinlänglich erwiesen ist, längst durch seine grösseren Gedichte und durch das Bekanntwerden einzelner der kleinen lyrischen und epigrammatischen Sachen ein Dichter von bekanntem Namen war, als er, am Ende seines Lebens, für die Gesammtausgabe seine „ineptiae" zusammenstellte. Auch beachte man den Widerspruch, in welchem diese zweite Widmung zu der fast unmittelbar vorangehenden an Cornelius stehen würde: hier, dem Cornelius gegenüber, giebt sich Catull als den fertigen, der zeitgenössischen Anerkennung sicheren Dichter, der seinen Liedern nur noch Dauer durch die Jahrhunderte zu wünschen hat und auf seine ersten Versuche als auf eine ferne Vergangenheit zurückblickt (*iam tum cum*), während er an der zweiten Stelle als zaghafter, um die Gunst des Publicums besorgter Anfänger erscheinen würde.

So wird man die verführerische Hypothese aufgeben müssen, die zwei kritische Räthsel mit einer Lösung deuten will. Wir behalten von zwei durch Verderbnis in der Urhandschrift verstümmelten Gedichten je ein kümmerliches dreizeiliges Ueberbleibsel, das aus seiner überlieferten Stellung zu verrücken keine Veranlassung ist. Die Möglichkeit, dass Catull die beiden Sperlingslieder durch ein Gedicht anderen Inhaltes getrennt hat, wird schon bestätigt durch die Einschiebung von VI *Flaui, delicias tuas Catullo* — zwischen die beiden Kusslieder. Und man sollte diese Einschiebung und ähnliche nicht mit Westphal als eine Grille des Dichters bezeichnen. Sie verrathen eine künstlerische Erwägung. Bei der geringen Zahl der Lesbialieder

glücklicher Periode erschien es geboten, diese wenigen Bilder jenes Liebeslebens mit einer gewissen Verzögerung vorzuführen, damit der Eindruck derselben auf den Leser nicht allzuflüchtig, damit er nach Unterbrechungen wieder sich erneuend nachhaltiger wäre. Auch wird durch die Unterbrechungen die Vorstellung erzeugt, welche der Wirklichkeit des Lebens entspricht, dass zwischen den ihrer Art nach zusammengehörigen Situationen ein Stück Zeit verflossen ist, dass Lesbia noch manches Mal ihr holdes Spiel mit dem Sperling wiederholt hat, ehe diesen der Tod dahinraffte, und dass die stürmische Forderung auf zahllose Küsse erst einige Befriedigung gefunden hat, ehe die Frage der Geliebten: Wann wirst du genug haben? erfolgt ist. Dem widerspricht es nicht, wenn auf *tam te basia multa basiare uesano satis et super Catullo est* unmittelbar folgt *Miser Catulle, desinas ineptire.* Diese Zusammenstellung veranschaulicht das „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt". Dergleichen Entfremdung kommt bei heissblütigen Naturen plötzlich. Nur darf man freilich nicht das fragliche achte Gedicht auf einen von Catull ernstlich für unheilbar angesehenen Bruch beziehen. Man muss aus der Dringlichkeit der Selbstermahnung erkennen, dass er die schöne Gefahr der Rückkehr ins alte Joch nur zu nahe fühlt. Wie wenig er seiner Widerstandsfähigkeit traut, das ist mit besonderer Meisterschaft ausgedrückt durch die Schlussfragen mit ihrem Vorwärtsschreiten vom Entfernteren zum Näheren. Nachdem ihn seine Phantasie stufenweise vom *adire* bis zum *labella mordere* geführt hat, wird es höchste Zeit, dass er sich noch einmal warnend zuruft: *at tu, Catulle, destinatus obdura.**) Das nächste auf Lesbia bezügliche Gedicht (XI) ist dagegen wieder durch zwei Einschaltungen von dem vorhergehenden getrennt. Denn zwischen zwei solchen Phasen eines Verhältnisses, wie sie durch die beiden Lieder VIII und XI gekennzeichnet werden, muss viel Zeit vergehen. Thatsächlich werden hier etwa fünf Jahre vergangen sein.

Das erste der beiden besprochenen Bruchstücke würde also als Rest eines die Sperlingslieder trennenden Gedichtes anderen Inhaltes durchaus an seinem Platze stehen. Auffälliger erscheint für den ersten Blick das andere. Was will diese Ansprache an die Gesammtheit der Leser, die einzige bei Catull, hier inmitten der durchaus persönlich gehaltenen Dichtungen? Zunächst ist bemerkenswerth der starke Ausdruck *non horrebitis manus admouere nobis.* Darin liegt mehr angedeutet als nur die Gefahr der Gleichgültigkeit des Publicums; das Wort *horrere* weist hin auf eine stärkere Empfindung, auf die Möglichkeit des Widerwillens und Abscheus. Und betrachtet man nun, was dem Fragmente unmittelbar sich anschliesst und ihm vorausgeht, so drängt es sich auf, dass die scheinbar versprengten Verse einen besonderen Abschnitt bezeichnen in der Reihe der lyrischen Gedichte. Nach ihnen beginnt jene Gruppe rücksichtslosester Aeusserungen des Uebermuthes und Unmuthes, welche durch die Namen der schmählich verhöhnten Schmarotzer Furius und Aurelius und durch die Beziehungen zu Juventius gekenn-

*) Schöll (a. a. O.) will VIII, 5 *amata tantum* (statt *nobis*), *quantum amabitur nulla* schreiben. Mir will es bei Vergleichung der ganz ähnlich gebrauchten ersten Person des Plurals XLVI, 6 *ad claras Asiae uolemus urbes* gar nicht so kühn und unnatürlich erscheinen, dass der Dichter die humoristisch angehauchte Differenzierung der eigenen Person in einen verständigen und einen unverständigen Catull bis zu der Consequenz verfolgt hat, dass der redende Doppelgänger mit dem angeredeten als Zweiheit in dem pluralischen Pronomen der ersten Person sich zusammenfasst. Man kann doch auch wirklich sagen, dass mit der Liebe damals, wo sie erwidert wurde, die verständige Hälfte des Catull einverstanden war. Uns Deutschen ist ja dieses Wir im Selbstgespräche, namentlich im humoristischen, das auf der Vorstellung zweier im Ich steckenden Personen beruht, ganz geläufig.

zeichnet wird. Vorher steht dagegen eine Gruppe von Gedichten, in der nicht allein, wie Westphal hervorhebt (übrigens nur mit Bezug auf I—XII) ein anderer, massvollerer Ton vorherrscht. Westphal hat sich bei seinen Eintheilungsversuchen zu sehr durch das Princip der grösseren oder geringeren Anständigkeit bestimmen lassen. Jene 14, bez. 15 Gedichte haben in ihrer Zusammenstellung noch andere hervorstechende Merkmale, die sie als ein eigenthümliches Ganze von einer gewissen Abgeschlossenheit erscheinen lassen.

Den Kern dieses Complexes bildet unverkennbar der Lesbiaroman. Man wird nicht irren, wenn man sich den Dichter bei der Redaction der im Laufe eines Lebensjahrzehntes entstandenen Gelegenheitspoesien ausgehend denkt von dem, was einst sein Herz am mächtigsten bewegte und den stärksten Anstoss gab zu poetischer Ergiessung, von der Liebe zu Lesbia. Er legte die vier Blätter zusammen, die das kurze Glück dieser Liebe bezeugten (cc. II. III. V. VII). Und da er mit dieser Leidenschaft abgeschlossen und der Ungetreuen und Unwürdigen sich ganz entledigt hatte, fügte er, um auch für den Leser das Verhältnis abzuschliessen, zwei Gedichte hinzu, von denen das eine den drohenden, das andere den vollendeten Bruch darstellte (VIII und XI).*) Für VIII *Miser Catulle, desinas ineptire* — hatte er in seinem Vorrathe ein anderes inhaltlich gleichartiges nicht, das er für die fragliche Stelle hätte vorziehen können. Wohl aber hatte er ein Parallelstück zu XI. Lesbia in ihrer schlimmsten Versunkenheit wird in denselben Formen der Uebertreibung wie XI, 17—20 noch XXXVII, 11 ff. und LVIII behandelt, und zwar an letzterer Stelle nicht bloss wie XXXVII, wo das eigentliche Angriffsobject die Nebenbuhler des Dichters sind, nur beiläufig und in zweiter Linie, sondern ausschliesslich und unmittelbar, so dass dieses Epigramm (*Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa* —) denselben Dienst als Schlussstück in der oben bezeichneten Reihe der Lesbialieder hätte leisten können wie XI. Warum aber der Dichter die Ode dem Epigramm vorgezogen hat, ist leicht zu erkennen. Das Epigramm ist zwar in seiner Weise ausgezeichnet durch die Bündigkeit und Schärfe, mit der es die abscheuliche Thatsache der eingetretenen Wandelung ausspricht. Aber mit seinem einen Gedanken und der Nacktheit, in welcher derselbe auftritt, konnte es doch einen Vergleich zu der in reicherer Einkleidung erscheinenden Gedankenreihe der Ode um so weniger aushalten, als diese nicht bloss wie das Epigramm eine Reflexion des Dichters über die Verkommenheit der einstigen Geliebten, sondern in der Schlusswendung, der ausdrücklichen Absage an Lesbia, eine directe Empfindungs- und Gesinnungsäusserung gegen diese enthielt und ausserdem durch den Vergleich in der letzten Strophe

nec meum respectet, ut ante, amorem,
qui illius culpa cecidit uelut prati
ultimi flos, praetereunte postquam
tactus aratro est

*) Wenn der im Folgenden enthaltene Versuch nachzuweisen, wie die Catullischen Hendecasyllabi in ihre Reihenfolge gekommen sein mögen, in diesem Ausgangspunkte mit dem gleichen Versuche Westphals zusammentrifft, so wird dadurch hoffentlich nicht das Vorurtheil erzeugt werden, dass der alte Braten nur mit einer neuen Brühe aufgetischt werden soll. Verfasser würde den Versuch nicht erneut haben, wenn er nicht überzeugt wäre, dass allerdings die Reihenfolge der Gedichte erkennbaren und für die Schätzung des Dichters nicht werthlosen Sinn und Verstand hat, dass aber die flüchtige Eintheilung Westphals, auf welche dieser übrigens allem Anscheine nach selbst wenig Gewicht gelegt hat, den wahrscheinlichen Sachverhalt mehr verdunkelt als erhellt.

in ungleich mehr anschaulicher und die Phantasie des Lesers anregender Weise den Charakter seiner Liebe und den Process ihrer Vernichtung darstellt, als das in dem Epigramm geschieht mit seinem alltäglichen und abstracten Vergleiche: *Lesbia illa, quam Catullus plus quam se atque suos amauit omnes.* Dazu kommt noch die formelle Rücksicht, dass die offenbar in der ganzen Sammlung angestrebte Abwechselung der Rhythmen und Vertheilung der Gedichte mit selteneren Versmasse unter die grosse Ueberzahl der Hendecasyllabi durch die Bevorzugung der Ode gefördert wurde.

Die Ode verräth sich bekanntlich durch die Beziehung auf Cäsar am Rhein und in Britannien und auf die Rüstungen des Jahres 55 v. Chr. gegen den Orient als eines der spätesten Erzeugnisse der Catullischen Muse. Zur Erklärung des Umstandes, dass demnach diese poetische Absage als eine nachträgliche, der thatsächlichen Trennung des Paares spät nachhinkende erscheint, hat man einen von Lesbias Seite gemachten Versuch der Wiederannäherung angenommen. Die Richtigkeit dieser Annahme wird bestätigt durch die Fassung, welche Catull seiner Botschaft giebt. Wenn sie nicht Antwort auf eine Anfrage von der anderen Seite, sondern Initiative der Aufkündigung wäre, würde der Dichter naturgemäss von seiner Person und der Erklärung: „ich werde nicht wiederkommen", aber nicht von dem Gedanken ausgehen: „komme du nicht wieder, bleibe, wo du bist", den der erste Vers der vorletzten Strophe mit seinem scharf betonten *suis* enthält: Mit i h r e n Buhlen mag sie glücklich weiter leben, auf m e i n e Liebe nicht wie vordem rechnen. Das ist die Form der Ablehnung gegen die Partei, welche wieder anknüpfen will, aber nicht die Ankündigung des Entschlusses, dass man selbst das Band zerreissen wolle.*) Und ferner: das *ut ante* (v. 21) würde einen schiefen Gedankenausdruck geben, wenn man es beziehen wollte auf die Zeit des gegenseitigen Einverständnisses. Von dieser könnte doch nicht gesagt werden *respectauit Lesbia meum amorem.* Die Erwiderung der Liebe ist mehr als nur „sich kümmern um, Rücksicht nehmen auf" die Liebe des andern. Es liegt vielmehr ein bitterer Sarkasmus in den Worten: nach dem Abfall von mir, meint Catull, in der Periode ihrer Lüderlichkeit hat L. mich immer im Auge behalten, um zu mir, dem scheinbar unerschütterlich Getreuen, zurückzukehren, wenn sie des wilden Treibens und meine Nebenbuhler ihrer müde sein würden; aber auf diesen Rückhalt an meiner Treue, den sie bisher (*ante*) zu haben meinte, mag sie verzichten.

Nachdem nun einmal der Dichter die Ode gewählt hatte, um mit ihr die für den Eingang der Sammlung bestimmte Folge der Lesbialieder abzuschliessen, war es nur natürlich, dass er den das gleiche Motiv wiederholenden epigrammatischen Fünfzeiler zurücklegte, um zu vermeiden, was er allem Anscheine nach vornehmlich vermeiden wollte, den Eindruck der Eintönigkeit, der mangelnden Beweglichkeit seiner poetischen Gestaltungskraft. Minder natürlich erscheint es, dass er auch die andere sapphische Ode (LI *Ille mi par esse deo videtur*), in deren Haupttheile er doch gerade ganz und voll der Lesbia sich zuwendet, weit weg verbannte, in eine Gegend des Buches, wo niemand mehr ein solches Bekenntnis des von der Liebe überwältigten Herzens erwarten konnte. Zur Erklärung dieses Verfahrens sei vorläufig nur erinnert an die oben berührte Regel der metrischen Abwechselung, die durch das Aneinanderrücken der beiden einzigen

*) Vorländer (*de Catulli ad Lesbiam carminibus p. 45*) wendet ein, dass unter diesen Umständen *renuntiate* gesagt sein müsste statt *nuntiate.* Das wäre allerdings deutlich. Aber so grob wird wohl Lesbia nicht angefragt haben, dass Catull so grob seine Absage als Antwort fassen könnte.

Vertreterinnen der sapphischen Ode verletzt worden wäre. Andere gewichtige Gründe werden weiter unten zur Erörterung kommen.

Uebrig blieb noch eine erhebliche Zahl von Gedichten, in denen theils mit ausdrücklicher Namensnennung (XLIII), theils in unzweideutiger Bezeichnung der Person (XIII, XXXVI, XXXVII) beiläufig auf Lesbia Bezug genommen war, oder doch das Verhältnis zu ihr mit der poetischen Aussprache in ursächlichem Zusammenhange gestanden hatte (XVI, XXX, vielleicht auch LX*). Wenn Catull diese Gedichte nicht im Anfange der Sammlung so mit einreihte, dass

---

*) Ellis in seinem Commentar spricht sich nicht mit Entschiedenheit aus über die Frage, ob XVI, 12 auf VII oder auf XLVIII zu beziehen sei. Aber schon aus den Schmachtiteln, mit welchen Furius und Aurelius in XVI belegt werden, und aus dem, was ihnen Catull zur thatsächlichen Widerlegung ihrer Vorwürfe androht, ist zu erkennen, dass jene Vorwürfe sich nicht erstreckt haben auf das in XLVIII betretene Gebiet. Der Witz des unfläthigen Gedichtes, der hauptsächlich in dem crassen Widerspruche zwischen dem in Aussicht gestellten Beweismittel und der zu beweisenden Sache besteht, würde hinfällig werden, wenn die von den beiden ausgesprochene Verdächtigung und das Beweismittel gegen dieselbe auf eins hinausliefe. Der Dichter würde — man gestatte den Ausdruck — nur eine Retourkutsche machen. — Bei XXX neigt Ellis dazu, den Alfenus selbst als das Object des beklagten Verlustes zu betrachten, statt nur als den Vermittler, durch dessen Unzuverlässigkeit der Verlust verschuldet worden sei. Aber dem widerspricht fast jede Wendung des Gedichtes, vor allem das, worauf sich Ellis für seine Deutung beruft, *certe tute iubebas animam tradere* (5), du warst derjenige, der mich mein Herz hingeben hiess; so kann Catull, namentlich wenn er hinzufügt: *inducens in amorem,* doch nur zu dem Freunde sprechen, weil derselbe der Rathgeber zur Hingebung des Herzens an eine dritte Person, aber nicht, weil der Freund selber der Empfänger der Hingebung war. Uebrigens ist der Text des Gedichtes noch nicht geheilt, nicht durch die Lachmann'sche Versumstellung, noch weniger durch die Bährens'sche. Jene ergiebt nach dem kräftigen Schlusse *si tu oblitus es — facti faciet tui* durch die Hinzufügung von *nec facta impia fallacum hominum caelicolis placent* etc. eine ganz matte Erweiterung, in welcher das Zurückkehren auf den allgemeinen Gedanken, dass Handlungen der Treulosigkeit den Göttern nicht wohlgefällig sind, nach der speciellen Berufung auf die gedächtnisstarke Fides und ihre Rache eine geschmacklose Wiederaufhebung der bereits erzielten Wirkung wäre. Bei Bährens werden durch die Einschiebung des fünften Verses *quem* (für *quae*) *tu neglegis ac me miserum deseris in malis* zwischen 2 und 3 zwei Gedanken auseinandergerissen, die formell *(iam — iam)* ebenso zusammengehören wie sachlich (*te nil miseret — me prodere non dubitas,* in welchem letzteren eben die Erbarmungslosigkeit besteht; wie lahm hinkt dazwischen *quem neglegis*). Auch der Vorschlag von Munro (Criticisms and elucidations of Catullus. Cambridge 1878. p. 114), unter Beibehaltung der überlieferten Versordnung zu schreiben:

nec facta impia fallacum hominum caelicolis placent;
quom tu neglegis ac me miserum deseris in malis,
eheu quid faciant, dic, homines cuiue habeant fidem —

auch dieser Vorschlag hilft nicht. Denn abgesehen von anderem, wie von der Isolierung des ersten der drei citierten Verse, der nunmehr beziehungslos dastehen würde, ist *quom neglegis — quid faciant* grammatisch anstössig: *si neglegis* verlangte der Sprachgebrauch. Vielleicht ist (ohne Umstellung) zu lesen:

non facta impia fallacum hominum caelicolis placent,
quos (caelicolas) tu neglegis ac me miserum deseris in malis.

Dass XL nicht auf Lesbia, sondern auf Juventius anspielt, lehrt schon die gewählte Ausdrucksweise bei einem Vergleich mit XV und mit XXI, 4. S. Ellis Comment. p. 111. Auch XLII gehört nicht hierher, wie schon von verschiedenen Seiten gegen Schwabe betont worden ist, aber nicht nur wegen der Grobheit der Invectiven und wegen der unzutreffenden Schilderung des Aeusseren der Persönlichkeit (7 ff.). Man müsste voraussetzen, dass vor kurzem noch der Verkehr mit Lesbia bestanden hätte; ein solches innebehaltenes Document, wie es hier corpus delicti ist, pflegt doch nicht erst Jahr und Tag nach dem Zerwürfnis zurückgefordert zu werden. Damit aber harmoniert schlecht der Humor des Gedichtes, das bei aller Grimmigkeit der Ausdrücke doch den Catull in durchaus überlegener Stimmung zeigt, namentlich am Schluss, wo er mit so kaltblütiger Berechnung die Taktik des Angriffs ändert.

die Chronologie seiner Liebe gewahrt wurde, wenn er sie vielmehr nach anderen Gesichtspunkten gruppierte, so hat er dadurch allerdings seinen Auslegern viel Arbeit verursacht, aber als Künstler mit feinem Gefühle gehandelt, indem er den Lesern nicht zumuthete, so sehr für seine Person und die seiner erotischen Poesie zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse sich zu interessieren, dass sie sich durch beiläufige und nur in untergeordneten Gedichtstheilen liegende Anachronismen im Genusse stören liessen. Er suchte und fand die richtige Gränze zwischen derjenigen historischen Treue in der Anordnung, die zum Verständnis des besungenen Verhältnisses für den Uneingeweihten erforderlich ist, und dem aufdringlichen Subjectivismus, der vom Leser nicht blos das Nachfühlen und Mitempfinden der Stimmung des einzelnen Gedichtes, sondern auch das Mitdurchlaufen des Dichterlebens und eine stete Aufmerksamkeit auf die Folge der einzelnen Stationen dieses Lebenslaufes verlangt. So gewann er den Vortheil, dass seine an sich in höchstem Grade subjective Lyrik einigermassen von seiner Person sich löste und den Charakter einer gewissen Objectivität erhielt, und dass er für die Lieder, in denen Lesbia eben nur Nebenmotiv war, das Hauptmotiv durch Einordnung der Lieder an anderen Stellen besser zur Geltung bringen konnte.

Nach der Sichtung der Lesbialieder galt es nun zunächst die Wahl der zwischen die sechs auserlesenen einzuschiebenden Gedichte anderen Themas. Das Leben Catulls ist nicht reich gewesen an äusserem Wechsel. Unter seinen äusseren Erlebnissen war eines der wichtigsten, das ersichtlich nachhaltigen Eindruck zurückgelassen hatte, die Reise nach Bithynien im Gefolge des Prätors Memmius. Aber diese Reise hatte ihre zwei Seiten gehabt; das Beste an ihr war die Heimkehr gewesen, die Schattenseite dagegen der Aufenthalt in Bithynien selbst, der bei dem zähen Charakter des Prätors und dem wenig einträglichen Zustande des Landes weder an gemüthlicher Anregung noch an materiellem Gewinne fruchtbar gewesen sein mag. Beide Empfindungen, sowohl den Verdruss über die Enttäuschungen der Gefolgschaft bei Memmius wie die Freude über die Rückfahrt, hatte sich Catull vom Herzen gesungen, letzteres unter den in die Sammlung der Hendecasyllabi aufgenommenen Gedichten mit IV *Phaselus ille* —, XXXI *Paene insularum, Sirmio* — und XLVI *Iam uer egelidos* —. Die Aufeinanderfolge dieser drei Stücke steht zu den Abfassungszeiten in umgekehrtem Verhältnis: XLVI ist der Abschiedsgruss bei der Wegfahrt von Nicaea, XXXI der Willkommen bei der Ankunft auf Sirmio, und in IV ist die treue Barke, die den Reisenden heimgetragen hat, bereits in Ruhestand versetzt. Warum diese Umkehrung? Fragen wir nach dem Werthe der drei Gedichte, so steht für unseren Geschmack das mittelste (XXXI) am höchsten. Zwar XLVI auch berührt ungemein wohlthuend durch die glückliche Wiedergabe eines reinen und warmen Gefühls in ebenso schlichtem wie treffendem Ausdruck: Die Frühlingsschilderung auf weniges, das für die Situation des Absegelnden bedeutsam ist, beschränkt; knappeste Bezeichnung des zu verlassenden und des zu besuchenden Landes, und zwar, wie es die versöhnende Abschiedsstimmung erheischt, ohne Andeutung des Misbehagens am bisherigen Aufenthalte; dann die unübertreffliche Charakterisierung der Reiselust, die dem Wanderer in die Beine fährt und sie wacker macht, und die das Herz vorausfliegen lässt voll Sehnsucht ins Weite zu schweifen; endlich in dem herzlichen Abschiedsgrusse an die Genossen mit zwei Zeilen noch einmal Ausgang und Eingang sammt Zwischenzeit zusammengefasst: der Aufbruch von daheim (*a domo*), das Sichineinanderleben auf der langen Fahrt (*simul longe profecti*), das jetzige Auseinandergehen der Wege (*diuersae uiae*), die Manichfaltigkeit der bevorstehenden Reiseeindrücke bei dieser Scheidung der Wege (*uariae*), endlich das erhoffte

Wiedersehen zu Hause (*reportant*): in solcher inhaltreicher Selbstbeschränkung dichtet nur ein Meister.*) Der Gruss an Sirmio aber ist doch noch bedeutender, weil er, die gleichen Vorzüge besitzend wie jenes Abschiedslied, dazu noch einen festeren Hintergrund hat in der anschaulichen Localisierung der Scene, und weil die hier zum Ausdruck kommenden Empfindungen noch aus tieferem Herzen stammen und edlerer Natur sind als die Reiselust, ich meine die Innigkeit der Heimatsliebe und die sinnige Auffassung der landschaftlichen Schönheit. Wie trefflich versteht es der Dichter, in den Schlusszurufen an Sirmio, an den See und an die lachenden Umgebungen des Sees der todten Natur bewusstes Leben zu verleihen und sie zu betheiligen an seiner eigenen Gemüthsbewegung. Und der auf den ersten Blick als banale Hyperbel erscheinende Eingang des Gedichtes gewinnt Sinn und besondere Berechtigung, wenn man sich vergegenwärtigt, dass dieses superlative Lob Sirmios aus dem Munde des Weitgereisten, eben aus dem inselreichsten Meere Zurückkehrenden, also zu solchem Urtheile vorzugsweise Berechtigten kommt. Die Zusammenstellung *Thyniam atque Bithynos* (*campos*) ist auch mehr als nur eine geographische Gewissenhaftigkeit. Dadurch dass der erste Ortsname durch den zweiten in seinem Hauptklange wiederholt wird, fällt ein leiser Ton der Verachtung auf die beiden Namen: es wird die Vorstellung erregt, dass das eine Land war wie das andre, d. h. eins so wenig werth wie das andre.**) Eine Sonderbarkeit bei dem Gedichte bleibt die Wahl des Metrums. Den Choliambus

*) Es ist ein unglücklicher Gedanke von Halbertsma (Mnemosyne, n. s. V, 334), dass er v. 11 *reportent* lesen will, den Optativ für den Indicativ. Er übersieht dabei, dass wohl die Rückkehr an und für sich Gegenstand des Wunsches sein kann, aber nicht die Rückkehr auf verschiedenen Wegen. Es wird eben nur zur Motivierung des Abschiedsgrusses in klarer Antithese die Thatsache constatiert: *simul profecti sumus — diuerse redimus.* Der Wunsch, dass die Rückkehr glücklich von statten gehen möge, liegt natürlich in dem Indicativ *reportant* mit eingeschlossen. — *Diuersae uariae uiae* könnte nur wegen des Homoioteleuton Anstoss erregen, grammatisch nicht: *diuersae* ist prädicativ; wenn geändert werden sollte, würde wohl *diuersos* am Platze sein, das man allerdings zunächst erwartet.

**) Die Veränderung von Bährens v. 9 *peregrino ab orbe fessi* für *peregrino labore fessi* ist nicht bloss überflüssig. Sie verdrängt den gewählteren Ausdruck, den kein Mensch misverstehen konnte, durch einen trivialeren, entzieht dem Begriffe *fessi* seine natürliche Ergänzung und wiederholt die in v. 5 bereits gegebene Bezeichnung des Ausgangspunktes der Heimreise. Dass v. 11 *laboribus tantis* folgt, spricht, genau besehen, mehr für als gegen ein vorhergehendes *labore,* indem so das eine durch das andere angekündigt und vorbereitet wird und zwar der Plural durch den sinngleichen collectiven Singular. — v. 11 *Hoc est, quod unum est pro laboribus tantis* übersetzt Ellis nicht richtig: this, this is the one compensation for all that load of toil. Damit wird ein Ausdruck der unbefriedigten Stimmung und der Ungenügsamkeit in die Stelle hereingebracht, den Ellis gerade nach seinen weiteren Ausführungen mit der ganzen Haltung des Gedichtes unvereinbar findet. Es ist zu erklären: das ist es, was allein schon (ohne dass irgend etwas anderes hinzutritt) Ersatz bietet für die schweren Strapazen. — Dass bei einer Auffassung des Gedichtes, wie sie oben dargelegt ist, die Vorschläge *Lydiae* und *Libuae* in v. 13 unannehmbar erscheinen, wird man begreiflich finden. Ein solches Epitheton abstruser Gelehrsamkeit, das den See zu einem barbarischen macht, gerade hier, wo alles darauf angelegt ist, ihn als das vertraute Heimatsgebiet darzustellen! In den lyrischen Gedichten macht sich überhaupt nur an drei Stellen die alexandrinisierende Weisheit des *doctus Catullus* bemerkbar: LV, 13 und 23—28; aber hier dienen die gelehrten Reminiscenzen an Talos, Ladas, Rhesus u. s. w. lediglich dem Zwecke komischer Uebertreibung; ebensowenig ernsthaft gemeint ist XXXVI, 11—15 die Aufzählung der Cultstätten der Venus; dass diese Aufzählung nur eine Parodie sein soll auf die übliche Häufung der Ehrentitel für eine günstig zu stimmende Gottheit, setzt der Dichter ausser Zweifel durch den letzten der hier gewählten, den humoristisch gefärbten Titel *quaeque* (*colis*) *Durrachium Adriae tabernam.* Nur VII, 4—6 begegnen wir in der geographischen Begrenzung der Sandwüste einer solchen den Eindruck der Ursprünglichkeit des Liedes störenden Einmischung des Wissenskrames in die Herzenssache, einer Einmischung, die

finden wir sonst noch siebenmal von Catull angewendet. Darunter sind XXXVI, XXXIX, LIX und LX herbe Schmähverse; XXII ist zwar harmloser, aber doch auch von satirischer Art, und dem Thema — Widerspruch im Wesen des Suffenus — ist das Versmass mit seinem rhythmischen Widerspruch angemessen; XLIV hat als Lob- und Danklied an das Landgut einige Aehnlichkeit mit unserem Gedichte, aber Lob und Dank sind doch nur Einkleidung für die Hauptsache, die Malice gegen Sestius und seine katarrherzeugende Beredsamkeit, und zu dieser Malice und dem scheinbaren reumüthigen Bekenntnis des Dichters, dass er sich die grosse Unvorsichtigkeit, um den Preis eines guten Essens eine schlechte Rede zu lesen, nicht wieder wolle zu Schulden kommen lassen, stimmt wieder das Metrum; in dieselbe Kategorie gehört schliesslich VIII, die zögernde, von innerem Widerstreben immer wieder durchbrochene Entsagung. So steht im Sirmioliede die Verwendung des Choliambus bei Catull einzig da für ein Gedicht gleichmässiger, ungetrübt heiterer Stimmung; der Rhythmus der gebrochenen Bewegung bei dem ungebrochenen Wellenschlage freudiger Erregung — das ist einigermassen seltsam.

Wir kommen zu c. IV *Phaselus ille, quem uidetis hospites*, dem letzten der drei Heimkehrlieder. Gegen die beiden anderen steht es zurück; es hat etwas frostiges, gemachtes. Namentlich wird die Personification der Barke mit einer erkältenden Beflissenheit betrieben. Man ist versucht, hinter dem auffällig wiederholten *ait*, *negat*, *dicit phaselus* eine besondere Absicht zu vermuthen; aber die Absicht ist doch keine andere als das poetische Wunder, dass die Barke reden kann, recht ins Licht zu setzen. Gerade dadurch aber, dass der Dichter erst immer wieder versichert, dass sie redet, wird die Wirkung verdorben. Für Catull und seine Zeitgenossen wird die Schätzung des Gedichtes eine ganz andere gewesen sein. Vor allem war es, was wir nicht mehr mitempfinden, ein Sieg des Formentalentes, dass sich die widerspenstige Sprache in den Bann des rein iambischen Masses hatte fügen müssen. Und was uns abstösst, das Hervortreten der Kunst in der Durchführung der Prosopopoiie, das wirkte anziehend damals, wo man den Schein des Unbewussten, Ungewollten in der Poesie so wenig zu würdigen liebte. Endlich erhielt für den Dichter dieses Stück unter den drei gleichartigen als Vergegenwärtigung seiner persönlichen Erlebnisse dadurch den höchsten Werth, dass es das weiteste Reminiscenzengebiet umfasste, die ganze Rückreise von der Einschiffung an durch alle Hauptstationen bis zur vollendeten Heimkehr. Diesen Eigenschaften mag es den bevorzugten Platz zwischen den Lesbialiedern verdanken, wozu noch kam, dass es in dieser Umgebung eine geeignete Unterbrechung des Lyrikeregoismus bildete, insofern der Dichter mit seiner Person hier einmal ausnahmsweise sich versteckte.*)

um so auffälliger wird, je mehr der folgende Vergleich (*aut quam sidera multa cum tacet nox, furtiuos hominum uident amores*) den Character des aus der Situation unmittelbar hervorgegangenen Gedankens hat, ebenso wie das Bild aus gleicher Situation XLVIII, 5 f. *non si densior aridis aristis sit nostrae seges osculationis*. Aber aus dem einen Falle der Geschmacksverirrung kann man nicht das Recht entnehmen, dieselbe durch Conjectur in eine zweite Stelle hineinzutragen. Welches nun von den vielen für unsere Stelle conjicierten malerischen Beiworten, deren Zahl Munro (a. a. O. S. 115) noch um *uiuidae* vermehrt hat, das ursprüngliche ist, und ob überhaupt eines von ihnen, mögen andere entscheiden.

*) Munros ausführliche Betrachtungen über das Gedicht (a. a. O. p. 9—25) haben viel Ansprechendes, insbesondere die Weise, wie er vom Standpunkte des Seekundigen die Bedenken gelehrter „Landratten" gegen die Uebersiedelung des Phaselus in den Gardasee zurückweist. Von demselben Standpunkte aus vertheidigt er auch *uocaret* (v. 20) mit triftigen Gründen (p. 23). Weniger überzeugend sind die Argumente, mit denen er *nouissime* (v. 24) gegen *nouissimo* zu halten versucht (p. 16 ff. 22 ff.). Zu diesem Zwecke verficht er die Auffassung, dass

Die andere Seite der bithynischen Reise, die Unzufriedenheit mit Memmius, findet ihre Beleuchtung in zwei Gedichten. Doch stehen diese in einem solchen Zusammenhang mit der freundschaftlichen Beziehung des Catull zu Verannius und Fabullus, dass wir erst dieses Verhältnis betrachten müssen.

Ribbeck sagt in seinem schönen Lebens- und Charakterbild des Catull: „Er war ein schwärmerisch-zärtlicher, stürmisch liebender Freund, treu und vertrauend, böse wie gute Tage von Herzen mitempfindend, ein trefflicher Kamerad, nur gefährlich, wenn er durch Bosheit oder Betrug verwundet war: denn von beidem wusste er seine Seele rein." Für das „Schwärmerisch-zärtlich" in dieser Charakteristik ist unter den Liedern Hauptzeugnis der Brief an Licinius Calvus (L), für das „Stürmisch-liebend" die Begrüssung des aus Spanien zurückkommenden Verannius (IX). Der letztere tritt dann noch wiederholt auf (XII, 16 f., XXVIII, XLVII), stets in Verbindung mit Fabullus als seinem immer getreuen Gefährten durch gute und schlimme Abenteuer*), wie denn überhaupt Catull gern die Möglichkeit benutzt, in Schimpf und Glimpf paarweise seine Leute vorzuführen und das Interesse für jeden der Gepaarten zu steigern durch pointierte Bezeichnung ihrer Wechselbeziehung. (So Furius und Aurelius XI, XVI, Caesar und Pompejus — *o piissimi* (?) *socer generque* — XXIX, Vibennius Vater und Sohn XXXIII, Porcius und Socration *duae sinistrae Pisonis* — XLVII, Mamurra und Caesar — *morbosi pariter gemelli utrique* etc. — LVII; vorbildlich für diese Art, die Zusammengehörigkeit zu kennzeichnen, ist IV, 27 *gemelle Castor et gemelle Castoris.*) Von dem Freundespaare Verannius und Fabullus hat offenbar der erstere den Vorrang gehabt im Herzen des Catull: das wird erkennbar nicht bloss aus Stellung und Inhalt von c. IX, namentlich aus der rücksichtslosen Ausschliesslichkeit, mit der ihm in der Anrede gehuldigt ist; auch in den übrigen Gedichten wird regelmässig durch

---

nouissime in Correspondenz steht mit *et inde* (18) und *ultima ex origine* (25) als Schlussglied einer Aufzählung; er vergleicht Stellen mit *primum — deinde — nouissime.* In diesem Sinne aber würde *inde* das *et* nicht vertragen. Auch stünde dann *et inde* an falscher Stelle; *tuo imbuisse palmulas in aequore* (17) könnte unmöglich zur ersten, zu der mit *ultima ex origine* bezeichneten Lebensperiode des Phaselus gerechnet werden, es müsste den Anfang der zweiten bilden. Von 10—17 ist die Schilderung durchaus local gehalten; sie beschäftigt sich mit der Heimat des Phaselus, in welcher dieser noch blieb, als er die Ruder zuerst ins Meer tauchte, wie durch das anaphorische *tuo* stark hervorgehoben wird; dem gegenüber bezeichnet dann *et inde* die Veränderung des Aufenthaltes, das Verlassen des heimischen Meeres, das Weggehen von Amastris, nicht zeitlich die nächste That nach dem Eintauchen der Ruder. Munro muss ferner dem *nouissime* zu Liebe *sibi esse facta* (23) als Plusquamperfectum erklären (direct: *neque ulla uota mihi facta erant, cum uenirem* etc.). Das wäre an sich möglich, ist es aber nicht im Zusammenhange mit den sechs vorausgehenden Infinitiven derselben Tempusform, die alle perfectisch zu fassen sind und bei jedem unbefangenen Leser die gleiche Auffassung für den siebenten und letzten herbeiführen mussten. Und es ist nicht wahr, wenn M. behauptet, dass man auch bei der Lesung *nouissimo* den Infinitiv nur plusquamperfectisch verstehen könne, weil doch auf die in *cum ueniret — usque ad limpidum lacum* mit eingeschlossene Tour von der Meeresküste bis in den Gardasee die Gelübde sich nicht erstreckt haben würden. Die Aussage ist a potiore parte zu verstehen, so wie jeder z. B. den Satz verstehen würde: ich hatte nicht die geringste Anwandlung von Seekrankheit, als ich die Reise von New-York nach Leipzig machte.

*) Unter den durchweg schwachen Beweisgründen, die Ellis aufbietet gegen die Schwabe'sche Auffassung einer doppelten Reise des V. und F., einer spanischen und einer macedonischen, ist zweimal (p. 21 u. p. 71) als eines der gewichtigsten Argumente dies vorangestellt, es sei an sich wahrscheinlicher, dass sie nur einmal, nicht zweimal zusammen gereist seien. Aus der Beharrlichkeit, mit welcher Catull die beiden als unzertrennlich charakterisiert, lässt sich als das Wahrscheinlichere viel eher das Gegentheil schliessen.

einen kleinen, an sich harmlosen auszeichnenden Zusatz der Vorzug des Verannius angedeutet: XII, 17 *Veranniolum meum* neben *Fabullum*, XXVIII, 3 *Veranni optime* neben *mi Fabulle*, XLVII, 3 *Veranniolo meo* neben *Fabullo;* vielleicht war erst wegen des Verannius und durch ihn der andere dem Catull nahegetreten.*)

Aus dem Gedankenkreise der Freundschaft, dem dritten, wenn wir mit Lesbia und der Heimkehr aus Bithynien die beiden ersten bezeichnen, griff der Dichter, um es mit in den Vordergrund zu stellen, das Lied an den wiedergewonnenen Verannius heraus (IX), das schon den Eingangsworten und überhaupt seinem ganzen Tenor nach in directester, verständlichster Weise als Stück seiner Gattung sich bekundete und in kräftigsten Tönen und einfachsten Accorden die durch die Freundesliebe erzeugte Bewegung des Gemüthes ausklingen liess. Getroffen hat er mit dieser Wahl nicht nur eines der herzlichsten, sondern zugleich auch ein Gedicht von künstlerisch besonders gelungener Ausführung. Dieser uns fremde Mann Verannius wird sofort in den Bereich unserer Theilnahme gerückt durch die in wenigen Worten überzeugend gegebene Schilderung seines glücklichen Familienlebens bei der greisen Mutter und den gleichgestimmten Brüdern und durch die mit *ut mos est tuus* angedeutete liebenswürdige Eigenschaft seines Wesens, dass er behaglich und zum Genusse der Zuhörer zu erzählen weiss. Und wie tritt Catull selbst ihm entgegen? Der gewöhnliche Gang der Dinge ist beim Wiedersehen erst küssen, dann sich erzählen lassen; hier ists umgekehrt. Die selbstverständliche Umarmung bei der Begrüssung ignoriert der Dichter; dafür giebt er das eigenartige und rührende Bild, wie er den Erzählungen des Freundes unverwandt lauscht, bis er unter dem Eindrucke der frischen Erzählung und beim längeren Anblicken des lieben, durch den Eifer des Erzählens belebten Gesichtes sich nicht mehr halten kann, den Freund beim Kopfe fasst**) und noch einmal herzhaft abküsst.

Dass dieses Gedicht gerade nach *Miser Catulle, desinas ineptire* seinen Platz hat, darin könnte man die Absicht finden, die positive Seite des vorhergehenden Protestes herauszukehren: ist es aus mit der Liebe zu Lesbia, so habe ich doch noch die Liebe zum Freunde, muss ich jenem Glücke entsagen, so bin ich doch froh noch und glücklich (IX, 11 *quid me laetius est*

*) Hiernach wird auch XII, 13 der Singular *mei sodalis* zu erklären sein, über den Ellis sagt: does he mean Verannius or Fabullus? Perhaps he did not know; it was a present from one or other. Nein; bei der Erinnerung an das Geschenk schwebt ihm zunächst Verannius vor als derjenige, durch den die Gabe hauptsächlich ihren Affectionswerth bekommen hat; aber die Hintansetzung des Fabullus wird sofort wieder beglichen durch gemeinsame Nennung der Namen beider Schenkgeber.

**) v. 8 *applicansque collum* — *collum* ist natürlich, was Ellis nur zaghaft und unter Anerkennung der Möglichkeit entgegengesetzter Erklärung annimmt, der Hals des Verannius, nicht der des Catull. Wie sollte es dieser machen, wenn er seinen eigenen Hals dem Freunde applicieren wollte? Er umhalst eben den Freund und zieht ihn, um es recht deutlich auszudrücken, am Halse sich zurecht, dass er ihn küssen kann. v. 1, 2 *Omnibus e meis amicis antistans mihi milibus trecentis* — *milibus trecentis* pflegt als Dativ erklärt und durch *amicorum* ergänzt zu werden. Sollte es nicht vielmehr Ablativ der Differenz sein? Das «Wem» des Bevorzugtseins ist sachlich mit *omnibus e meis amicis* schon angegeben; es entstünde eine logische Verwirrung, wenn gesagt würde: von allen meinen Freunden übertriffst Du unzählige (Freunde). Als Ablativ wäre *milibus trecentis* ein zu *antistare* passender, von der Wegesausdehnung hergenommener bildlicher Ausdruck: meilenweit (würden wir sagen statt dreihundert Meilen) voraus bist du in meiner Schätzung allen übrigen Freunden. Der komische Beigeschmack, den das für uns hat, bleibt der Hyperbel *trecentis milibus* auch bei der alten Erklärung.

beatiusue) in der Vereinigung mit Verannius. Indessen soll dieser Gedanke nicht weiter verfolgt werden, da sich in dieser Weise auch andere Ideenassociationen der Zusammenstellung der Gedichte unterlegen lassen. Begnügen wir uns mit der Thatsache, dass eines der ausgesprochensten und mit anderen Elementen am wenigsten vermischten Lieder der Freundschaft hier eingefügt ist, und dass die beiden anderen an Verannius (und Fabullus) gerichteten Ansprachen (XXVIII, XLVII) ebenso wie zwei von den drei Gedichten auf die Heimkehr aus Bithynien weit zurückgeschoben worden sind.

War nun aber einmal dem Verannius seine Ehrenstelle gegeben worden, so gehörte auch dessen anderes Ich Fabullus in die Nähe, um so mehr als das an diesen gerichtete poetische Briefchen (XIII) einen ganz anderen Ton anschlug, also Wechsel brachte. Es ist die lustige Melodie jenes guten Humors, der bei gesunden Naturen durch die Ebbe im Beutel erzeugt zu werden pflegt. Denn den Mittelpunkt des Gedichtes bildet wie der äusseren Stellung so auch dem Gedankenzusammenhange nach das Geständnis: *nam tui Catulli plenus sacculus est aranearum,* ein Satz, dessen anschaulicher Tropus von Catull zwar nicht erfunden, aber vermuthlich neugestaltet war, insofern er in kecker Steigerung nicht bloss den Geldkasten, sondern sogar den Geldbeutel zum Spinnenneste gemacht hatte. Geht man von diesem Mittelsatze aus, den man auf seine thatsächliche Wahrheit nicht mit der Kritik einer Armenversorgungsbehörde prüfen darf, so erklärt sich das Gedicht aus sich selbst, ohne dass man eine Besuchsankündigung des Freundes, auf die es Antwort wäre, zu ergänzen braucht.*) Es ist eine Selbsteinladung des Catull, nur mit der originellen Variante, dass er sich in sein eigenes Haus zum Diner einlädt. So wird auch die sonst kaum begreifliche Unbestimmtheit des Termines der Zusammenkunft (*paucis, si tibi di fauent, diebus,* v. 2) verständlich. Catull möchte gern und bald einmal wieder mit Fabull speisen; aber seine Mittel erlauben ihm das augenblicklich nicht; so erbietet er sich den Wirt im engsten Sinne zu machen, *domum praebebit,* wie Horaz sagt; die Hauptsache soll Fabull besorgen. Unter diesen Umständen ist es nur in der Ordnung, dass er dem Freunde die Bestimmung des Tages überlässt; er seinerseits wird mit Haus und Salbe jeden Tag bereit sein. Dabei ist *si tibi di fauent* nichts weiter als in der Form der conventionellen frommen Phrase der durch das Kategorische des Futurums *cenabis* angeregte Vorbehalt: wenn dir nichts dazwischen kommt. Nun fällt auch das rechte Licht auf die Anrede an Fabull: *uenuste noster* (v. 6). Sie deutet auf die gesellschaftlichen Talente des Angeredeten: er ist der galante Mann, der geschmackvolle Arrangeur der lust- und witzsprühenden petits dîners des Freundeskreises, der sich in der hier ihm übertragenen Rolle leicht zurechtfinden wird. Dass man schliesslich zur Erklärung des ganzen Scherzes an die Sitte der *ἔρανοι* zu denken hat, ist anderweitig schon erinnert worden.

Dem Memmius als Prätor in Bithynien, auf den wir jetzt zurückkommen können, wird ignoble Behandlung seines Gefolges vorgeworfen X, 12 f. und XXVIII, 7 ff., beide Male mit der-

*) Schwabe geht noch einen Schritt weiter, indem er es für wahrscheinlich ansieht, dass die beiden Briefe gewechselt worden seien, während sich Fabull noch auf der Rückreise von Spanien befunden habe. Aber das Gedicht ist jeder Andeutung dieses Momentes bar, das doch als ein sehr wichtiges nicht füglich hätte unberührt bleiben können. Die Neckerei des Ganzen und die Einzelheiten, in denen sie ausgeführt wird, namentlich die Voraussetzung, dass Fabullus den ganzen Dinerapparat einschliesslich der *candida puella* zur Hand habe, weisen darauf hin, dass er sich nicht in aussergewöhnlichem Stande, sondern mitten im alltäglichen Leben und Treiben der Hauptstadt befand.

selben Unterstellung der unsauberen Neigungen, die dem anderen unverblümt nachzusagen in der Herrenwelt damals gäng und gäbe gewesen sein mag. Die Wiederholung dieses Passus gebot es, dass die Gedichte getrennt wurden gemäss dem Grundsatze, den wir schon mehrfach beobachtet haben, Gedichte von gleichem Motive und von gleicher oder ähnlicher Behandlung des Motivs durch die Anordnung auseinanderzuhalten. Und das zweite (XXVIII) konnte nicht in die erste Gruppe nach VIII aufgenommen werden, weil es wie dieses wieder die Rückkehr des Verannius aus der Provinz, wenn auch aus einer anderen, zum Ausgangspunkt hatte. Dagegen empfahl sich *Varus me meus ad suos amores* für die Einstellung in die erste Gedichtsgruppe zunächst dadurch, dass es den Varus einführte, einen der vertrauteren Freunde offenbar neben Calvus, Verannius, Fabullus, einen Genossen auf verschiedenen Gebieten. Dass Varus den müssig auf dem Markte umherschlendernden Dichter mitnimmt, um die eigene Geliebte ihm vorzustellen und von ihm bewundern zu lassen, bezeugt die Intimität ihrer Freundschaft und ihr Einverständnis in Sachen des Lebensgenusses. Aber auch auf geistigem und literarischem Gebiete begegneten sie sich: eine Frage wie die in c. XXII vor Varus erörterte trägt man nur einem Manne von bewährter Kennerschaft und geistesverwandtem Wesen vor.

Wichtiger aber als alle Beziehung auf Persönliches, auf Memmius und Varus, ist die Composition des Gedichtes (X). Es hat neben XVII (*O Colonia*, *quae cupis ponte ludere longo*) und LV (*Oramus, si forte non molestum est*) die grösste Ausdehnung unter den Liedern. Dieser Vergleich nach der Länge wäre sehr abgeschmackt, wenn die drei Gedichte nicht auch das gemeinsam hätten, dass ihre Themata an sich besonders geringfügig, die echten Nichtigkeiten sind. So haben wir an ihnen drei Proben der idyllischen Kleinmalerei, die aus der unbedeutenden Erscheinung des gewöhnlichen Lebens durch die Treue der Wiedergabe und die liebevolle Verfolgung des Gegenstandes bis in die feinsten Züge ein bedeutendes Bild zu schaffen sucht. Wie verschieden aber sind hier die Bilder ausgefallen! Die vergebliche Suche nach dem Freunde Camerius (LV) will wohl ein solches Genrebild sein, ist es aber nur in dem einen allerdings besonders glücklich getroffenen, dem frischen Leben abgesehenen Zuge *quaedam inquit — en hic in roseis latet p.* (v. 11 f.), während im Uebrigen der Farbenauftrag mehr stark und breit als fein und charakteristisch ist. (S. die Aufzählung der Oertlichkeiten v. 3—6, die Häufung der hyperbolischen Vergleiche v. 13, 23—28, die phrasenhafte Schilderung der Ermüdung 30—32, die wortreiche Aufforderung zum Herausgehen mit dem Geheimnis v. 15 ff.). In der lustigen Geschichte ferner von der Brückenreparatur zu Colonia (XVII) besteht das Eigenthümliche der Ausführung namentlich in der bunten Manichfaltigkeit der Farben, im Ausputz; man betrachte die Schilderung der leibelösigen Brücke (v. 2—4), des Sturzes in die tiefste Stelle des Sumpfes (v. 9—11), die fünf Vergleiche des Gedichtes mit ihrem Detail (v. 12 f., v. 15, v. 16, v. 18 f., v. 26) — wie sparsam ist sonst Catull mit dem Vergleiche in seiner Lyrik! — Das Gedicht ist in seiner Manier ein Cabinetsstück, durchaus einheitlich in der Behandlung, aber es macht den Eindruck jugendlichen Ueberschusses und Ueberflusses, einer gewissen Verschwendung der Mittel. Gegen dieses Gedicht gehalten ist c. X ein Muster haushälterischer Verwendung der Mittel; die Wirkung wird hier erreicht durch den scheinbaren Verzicht auf allen Kunsteffect. Die Kunst liegt in der naturgetreuen Nachahmung der Wirklichkeit, in der getreuen Darstellung der ungezwungenen Conversation, bei der ein Wort das andere giebt, der Ausdruck ungewählt und ungesucht die Sache im Augenblicke am besten trifft, dramatisches Leben von selbst entsteht und für den stillen Beobachter die schönsten psychologischen Studien sich machen lassen.

Wer versetzte sich nicht an die Stelle des Varus und beobachtete mit ihm in stillem Behagen, wie der gewandte Catull, um sich vor der den Menschen nach der Equipage taxierenden Dame keine Blösse zu geben, erst recht sich blamiert, und während er sich herausreissen will, nur noch tiefer hineingeräth, so dass ihm nichts weiter übrig bleibt als ein stiller Fluch auf das abgeschmackte, unausstehliche Frauenzimmer, das in seiner naiven Begehrlichkeit absichtslos den kleinen Renommisten so hübsch aufs Eis geführt hat.*)

---

*) v. 2. Ellis lässt sich dadurch, dass *uisere ad* gern für den Besuch bei Kranken gebraucht wird zu der Muthmassung verführen, es handle sich hier auch um einen Krankenbesuch, und der weiter unten erwähnte Gang zum Serapis habe die Bitte um Genesung zum Zwecke. Auf mich macht die Heldin des Gedichtes den Eindruck ungestörtester Gesundheit; auf Catull offenbar auch, wie sein *non sane illepidum neque inuenustum* (v. 4) bestätigt; der Dringlichkeit ihres Geschäftes beim Serapis traue ich nicht recht; das wird wohl nur ein Behelf sein, um acht Mann hoch in den Strassen paradieren zu können. *Ad suos amores* ist zu *duxerat* zu construieren, und *uisum* heisst recht eigentlich „besehen".

v. 9 u. 10. Die Vulgata hier zu retten, wie es noch Ellis versucht, ist unmöglich. *Ipsis* auf *praetoribus* beziehen und das *nec* vor *praetoribus* als Wiederholung der Negation ansehen heisst dem sonst im Construieren sehr gewissenhaften und um sprachliche Correctheit sehr besorgten Catull eine unerhörte Lüderlichkeit an einzelner Stelle zutrauen. Die angeblichen Parallelstellen bei Ellis sind keine. Und wer *ipsis* als erstes von drei Gliedern betrachtet und mit *Bithynis* erklärt, trägt nicht nur die Schwierigkeit in die Stelle herein, dass *referret* mit *Bithynis* sich nicht zusammenreimen lässt, sondern die schlimmere noch, dass das Nichtshaben der Bithynier und das der römischen Verwaltungsbeamten im Verhältnis der Coordination zueinander stehen würde, während es in dem des Causalnexus stehen müsste. Wenn Prätor und Cohorte aus Bithynien nichts heimbringen, so ist der Umstand, dass die Bithynier nichts haben, der Grund davon, nicht aber kann die Armut der Bithynier neben die des Prätors und des Gefolges gestellt werden, als wenn die letztere in diesem Zusammenhange an und für sich und als unabhängig von der der Bithynier ausgesagt werden könnte. Diese Erwägung gilt auch gegen Munro, der (a. a. O. p. 31 f.) durch neue Interpunction helfen will:

nihil neque ipsis
nec praetoribus esse nec cohorti.
Cur quisquam caput unctius referret?

Dazu kommt, dass diese Interpunction Dinge auseinanderreisst, die sichtlich gegenseitig sich ergänzen: dem Satze *nihil neque ipsis — cohorti* fehlt dann die Motivierung und der selbständigen Frage *cur — referret* die Antwort. Es ist doch nicht selbstverständlich, dass die Beamten in der Provinz nichts erübrigen. Der mit *praesertim cum* eingeführte Grund giebt sich eben durch die Einführungspartikel nur als einen vorzugsweise geltenden, nicht als den einzigen zu erkennen. Die Bährens'sche Aenderung *lucelli* für *nec ipsis* ist gewaltsam und nicht vereinbar mit *cur referret*, das einfaches *nihil esse* ohne hinzugefügten speciellen Begriff zur Voraussetzung hat. Rossbergs *nihil nec ipsi* ist schon deshalb unstatthaft, weil *ipsi* allein nicht «mir selbst» heissen kann. Pleitners *nihil mihi ipsi* ist hässlich. Doch könnte man in diplomatischer Beziehung mit demselben Rechte *mihi nec ipsi* schreiben. Aber alle die Conjecturen, die hier den Begriff «mir» in den Text bringen, werden dadurch ausgeschlossen, dass Catull sich nicht in dieser Weise von der Cohorte, zu der er gehörte, ausnehmen könnte. Die Ueberlieferung in O und G führt auf die Vulgata zurück und lässt nur auf *nec ipsis* und auf eine Dittographie im Urcodex schliessen, die zur Wiederholung mehrerer Buchstaben aus *nihil nec ipsis* in beiden abgeleiteten Handschriften Veranlassung gab. Der eigentliche Fehler ist anderswo zu suchen. Die Fragen in v. 6 und 7 sind so formuliert, dass man deutlich, namentlich aus dem *iam* in v. 7 und aus der Wendung *quomodo se haberet* (ebenda) das Verlangen der Fragenden erkennt, nicht über Bithynien überhaupt, sondern über die derzeitigen, jetzigen Zustände der Provinz unterrichtet zu werden; den Fragenden ist demnach bekannt, dass die Provinz gewisse Veränderungen durchgemacht hat. Diese Veränderungen sind auch erklärt worden. Das Land war durch den Mithridatischen Krieg und die Plünderungen der Seeräuber in den letzten Jahren vor der Prätur des Memmius (57 v. Chr.) ausgesogen worden, während es nach dem Tode des letzten Königs (74 v. Chr.) und nach der Organisierung als Provinz in der ersten Zeit eine reiche Gewinnquelle für die römischen Statthalter gewesen sein mag. Diesen Verhältnissen

Noch zwei Scenen aus dem geselligen und Genussleben des Freundeskreises finden wir in der Sammlung der eben besprochenen kleinen Komödie nahegestellt: VI *Flavi, delicias tuas Catullo* und XII *Marrucine Asini, manu sinistra.* Die Einfügung gerade des ersteren Gedichtes zwischen die Kusslieder an Lesbia könnte an Heine gemahnen und an dessen Weise der Selbstironisierung, des geflissentlichen Wiederaufhebens der Sentimentalität durch einen frivolen Zusatz, wenn wir die Zusammenstellung betrachten dürften mit unserem Auge. Für Catull bestand der Contrast zwischen dem eigenen Liebesleben, wie er es in V und VII schildert, und dem, das er scheinbar dem Flavius zutraut, nur in dem Gegensatze, den die Begriffe *lepidum* und *illepidum, elegans* und *inelegans* enthalten. Nach seinem und seiner Zeitgenossen Geschmack ist das hier Ausgesprochene nur eine arglose, übler Deutung nicht ausgesetzte Neckerei, der vollends durch das Schlusswort, durch die Versicherung lebhaftester Theilnahme an den Herzensangelegenheiten des Freundes und durch das Versprechen dichterischer Verherrlichung derselben jeder bittere Beigeschmack genommen wird. Er hatte zu erwarten, dass die Leser, auf die er rechnete, das Intermezzo nicht als einen Misston empfinden, sondern die Harmonie herausfühlen würden, dass nach den Geständnissen des Dichters über die Anzahl der eigenen Küsse Flavius aufgefordert wird, seiner Liebe Geheimnis auch preiszugeben an die Poesie, an die des Freundes, bei der es gut aufgehoben sein wird: denn er gehört, wie er oben selbst gesagt hat (V, 2), nicht zu den *senes severiores*. Belehrend ist übrigens für die Würdigung des Gedichtes ein Vergleich mit der Bearbeitung desselben Themas der heimlichen Liebe bei Horaz (Od. 1, 27). Dort wird dem

---

gemäss wird Catull gefragt, ob Bithynien zur Zeit wie ehedem rentabel sei. Um nun auf diese in Hinsicht der Zeit beschränkte Frage stricte Antwort zu geben, schrieb er vermuthlich:

nihil nec ipsis
nunc praetoribus esse nec cohorti —

So hat *nec ipsis* seine natürliche Verbindung mit *praetoribus*, das durch *ipsis* in gewohnter Weise dem Begriffe *cohorti* gegenübergestellt wird; so erhält der Plural *praetoribus* seine natürliche Erklärung: es sind die verschiedenen Prätoren dieser Jahre gemeint, zu denen dann in v. 13 der einzelne Prätor Memmius in Gegensatz tritt. *Nunc* wird schon im Veronensis verschrieben gewesen sein; das nahestehende *nec* beförderte den Irrthum.

v. 32. Sollten sich nicht die Scrupel, die dieser Vers erzeugt hat, einfach durch Interpretation lösen lassen? Die hergebrachte Erklärung: „ich benutze sie ebensogut, als wenn ich sie mir selbst angeschafft hätte," bei der *tam bene quam* für *tamquam* (*si*) genommen wird, leidet allerdings nicht an dem Fehler, den Munro (a. a. O. p. 36) darin findet, dass nämlich dann *pararim* grammatisch falsch wäre für *parassem*. Das Perfectum würde nach der für Sätze mit *quasi, tamquam* u. dgl. bräuchlichen consecutio temporum durchaus regelrecht sein. Aber es bliebe eine Ungenauigkeit des Ausdruckes, da dem Wortlaute nach nicht das factische *uti* mit einem bedingten *uti* (*utor tam bene quam uterer, si parassem*), sondern *uti* mit *parare* verglichen wird (*utor tam bene, quam bene pararim*). Aber diesen letzteren Vergleich scheint eben der Dichter anstellen zu wollen. In die Enge getrieben sucht er, da er sich als thatsächlichen Eigenthümer eines Octophors nicht länger ausgeben kann, wenigstens den Schein zu retten, als hätte er die zur Beschaffung eines solchen Luxusartikels erforderlichen Gelder in Bithynien gutgemacht und nur in Ermangelung des Bedürfnisses nicht für diesen Zweck verwendet. Sein Gedankengang ist: was ich eben vom Besitzen sagte, war eine augenblickliche Begriffsverwirrung; mein Kamerad Cinna ist es, der sich versorgt hat; aber bei der zwischen uns beiden bestehenden Gütergemeinschaft ist die Nutzniessung für mich ebenso bequem, wie es die Anschaffung sein würde; ich könnte mir, heisst das, auch jetzt noch, in Rom, von den in der Provinz erworbenen Schätzen ein Octophor kaufen, wenn ich es nöthig hätte. Unterstützt wird diese Auffassung noch dadurch, dass in der ganzen Rede das Object weggelassen und nur im Allgemeinen von Besitzen, Kaufen, Benutzen gesprochen wird. Man ist darnach berechtigt, zu *pararim* nur das unbestimmte *octo homines rectos* als Object zu ergänzen (ich könnte mir welche anschaffen), statt die bestimmten acht des Cinna zu supplieren.

frater Opuntiae Megillae das Bekenntnis entlockt durch das schmeichelhafte Compliment

Quae te cunque domat Venus,
non erubescendis adurit
ignibus ingenuoque semper
amore peccas.

Ehrbarer ist das Mittel, aber auch philiströser und minder zuverlässig als die von Catull, hier dem besseren Menschenkenner, angewendete gegentheilige Methode, dass er die Verschwiegenheit des Freundes durch die niederträchtigsten Voraussetzungen erklärt und zu brechen sucht. Dass er dies erreicht hat, wird man ihm, obgleich er es nicht sagt, nach diesen Insinuationen und nach der mit Kennerblick vorgenommenen gründlichen Ocularinspection viel eher glauben, als man dem Horaz glaubt, was er mit *a miser, quanta laborabas Charybdi* — erreicht zu haben behauptet. Und dann stelle man noch dem Aufgebot von Zauberkünstlern und Drachentödtern, das Horaz nöthig findet, um die Bedenklichkeit der Neigung des Freundes zu charakterisieren (v. 20—24), das simple Catullische *nescio quid febriculosi sc.* gegenüber: wie sehr das schwere mythologische Geschütz im Nachtheile ist, erkennt jeder*).

Das zwölfte Gedicht ist inhaltlich verwandt mit XXV und XLII, die ebenfalls gegen eine Verwechselung der Begriffe Mein und Dein sich richten. Aus dieser wiederholten Verwerthung desselben Motivs darf man nicht folgern, wie es Ellis thut, dass derartige Eigenthumsvergehen im geselligen Verkehr etwa damals eine besondere Modeepidemie gewesen wären. Für eine übermüthige Gesellschaft, welche sich die Zügel des Gesetzes und der Sitte möglichst zu lockern sucht, wird der vermeintliche Witz des „Ausführens" jederzeit nahe liegen. Von den drei Gedichten ist, wenn wir unsere Abneigung gegen einzelne massive Ausdrücke nicht mitreden lassen, XLII, das Aufgebot der Hendecasyllabi zur Hetze auf die Veruntreuerin des Notizbuches, nach Erfindung und Ausführung unzweifelhaft das beste, geistreich in der Idee, die boshaften Verse in eine wilde Jagd lebendiger, stimmbegabter Verfolger zu verwandeln, lebensvoll in der Darstellung dieser Jagd, psychologisch treffend in der Behandlung der Mittel, die auf

*) v. 12. Die Autorität Scaligers hat bei diesem in schwerer Verderbnis überlieferten Verse auf alle mir erinnerlichen Wiederherstellungsversuche eingewirkt. Das Wort *stupra,* das er aus dem Buchstabenbestande der Handschriften herausgelesen hatte, ist immer festgehalten worden. Es bleibe dahingestellt, ob das Wort an und für sich hier am Platze ist. Jedenfalls erhält man mit demselben, mag man nun *nil — ualet nihil* oder *nil — uales nihil* oder *nil — uales mihi* lesen, nicht das, was gebraucht wird, einen guten Uebergang von der einen Beweisgruppe zur andern. Der Dichter hat aus der Beschaffenheit des Mobiliars seine Schlüsse gezogen, er geht über zu dem stärkeren Argumente aus der persönlichen Erscheinung des Freundes; dasselbe wird eingeleitet durch ein emphatisches *„cur?"* Es muss also vorher etwas neues, überraschendes, das Bisherige überbietendes angekündigt sein, sonst würde die aus dem Sinne des Flavius ausgesprochene Frage des Unglaubens nach dem Warum nicht am Platze sein. Nun aber enthält der Satz, den die Scaliger'sche Emendation giebt: „Nichts, gar nichts hilft es, Buhlerei zu verschweigen" — nur eine Zusammenfassung und Bekräftigung des Vorhergehenden; was über den verrätherischen Zustand des *lectus* gesagt ist, würde durchaus zur Motivierung dieses Satzes genügen, so dass nicht die geringste Veranlassung zu dem folgenden *cur* wäre. Der Zusammenhang fordert vielmehr, nachdem constatiert worden ist, dass der *lectus* trotz seiner Stummheit eine beredte Sprache führe, die paradoxere Behauptung: Und du selbst kannst mit all deinem Schweigen dein Treiben nicht verheimlichen. Das führt auf einen Satz mit *ipse,* etwa:

non ista ipse uales mihi tacere.

Dieser Berichtigungsversuch dürfte bei dem verwahrlosten Zustande des Verses nicht zu gewagt sein.

das verhärtete Gemüth der Schuldigen wirken sollen, endlich scharf pointiert in der Schlusswendung. Doch findet sich eine schwache Stelle. Der zweite Anlauf der Versmeute wird in einer Weise vorbereitet (v. 15—17), welche die hier zu fordernde Steigerung nicht befriedigend bietet. Das ist allgemein bemerkt worden und man hat an eine Corruptel gedacht. Nach der überlieferten Lesart ist nicht zu begreifen, was der erste Angriff bezweckt, wenn erst als der Zweck des zweiten angegeben wird, dass sich die Angegriffene schämen soll, zumal da der zweite Angriff genau mit denselben Worten ausgeführt wird wie der erste, und der ganze Unterschied in einer Erhöhung der Stimme (*altiore uoce*) liegt. Westphals Transposition von 16 und 17 nach 23 mit Veränderung von *quod* (16) in *quo* ist bestechend. Doch wird dadurch der jetzt so kräftige Schluss, bei dem die von selber sich motivierende Anrede *pudica et proba* überraschend eintritt, wesentlich abgeschwächt. Auch wird die gute Architektonik des Gedichtes zerstört, das sich, nach den refrainartigen Versen (— *redde codicillos*) eingetheilt, in drei Gliedern von abnehmender Grösse, in dem Verhältnis 10, 6, 3 aufbaut. Diese selbstverständlich nicht an den Fingern vom Dichter abgezählte, sondern durch naturgemäss zunehmende Beschleunigung der Darstellung herbeigeführte Gliederung, der auch dies entspricht, dass der Refrain zuletzt nur einzeilig, vorher zweizeilig ist, wird durch die Umstellung (10, 4, 5) aufgehoben. Der Gang des Gedichtes ist ohne Anstoss, wenn sich im zweiten Absatz der Gedanke herstellen lässt: wir müssen unser Geschrei wiederholen, damit wir unsern das erste Mal verfehlten Zweck, ihr die Schamröthe ins Gesicht zu treiben, erreichen. Diesen Gedanken schafft das Westphal'sche *quo* (v. 16) ohne Umstellung: Unser bisheriges Schmähen (*hoc*) ist offenbar nicht genügend gewesen, um sie damit schamroth zu machen, wenn nun einmal (= da nun einmal) etwas anderes (als das Schmähen) sie nicht beschämen kann; darum lasst uns das Geschrei in verstärktem Masse wiederholen.

In engerer Beziehung noch als XLII steht zu XII der Sache nach XXV, das nur eine Variation desselben Themas in der Tonart der Geringschätzung ist. In der sprachlichen Form hat XXV grosse Aehnlichkeit mit XVII, den gleichen Reichthum an ausmalenden Worten und Vergleichen. Eine Besonderheit noch, ein anscheinend berechnetes Kunststückchen ist bei XXV die Tonmalerei, bewirkt durch die Häufung der Verkleinerungsworte und durch das Vorherrschen des Buchstabens *l*. Der Weichling, dem das Gedicht gilt, wird so schon durch den Klang der Worte charakterisiert.

Herzlich unbedeutenden Eindruck macht XII *Marrucine Asini, manu sinistra.* Zwar die ersten drei Verse geben eine musterhafte Exposition, durch welche die That sammt Ort und Gelegenheit derselben so klargestellt wird, dass man die taschenspielerische Manipulation des Asinius vor Augen zu haben glaubt, wie er die Unachtsamkeit der durch die lustige Unterhaltung des Zechgelages beschäftigten Tischnachbarn benutzt und, während seine Rechte den Becher schwingt, die scheinbar unthätige, von niemand beobachtete Linke spielen und das hingeworfene Tuch annectieren lässt. Uebrigens aber hat der Dichter dem Stoffe nichts abgewonnen, woran wir als Leser besonderes Interesse haben könnten. Wir sind freilich die Uneingeweihten, die mit dem, was für Catull und Genossen die Hauptsache gewesen sein mag, mit der Zusammenstellung der Gebrüder Asinius (v. 6—9), nichts anzufangen wissen. Wir sehen an dieser für jene gewiss sehr beziehungsreichen Stelle nicht viel mehr als die Möglichkeit, dass sie verderbt ist. Aber gerade der Mangel an Sachkenntnis gebietet uns Vorsicht im Conjicieren bei den ihrem absoluten Sinne nach durchaus verständlichen, in ihrer tieferen Bedeutung und in ihrer

wahren Relation auf die bezeichnete Person räthselhaften Worten *qui tua furta uel talento mutari uelit.* Bährens hat mit *fuste lento multari* glücklich den Knüttel in den Text hineingebracht, der sich inmitten der Lobrede auf Pollios feines Taktgefühl ebenso fremdartig ausnimmt wie v. 9 das ebenfalls von Bährens empfohlene ungeschlachte *differtus.* Das überlieferte *disertus* kann allerdings aus grammatischen Gründen nicht echt sein. Man ist versucht an *expertus* zu denken, das nur in seinen ersten Buchstaben zu weit von den Handschriften abweicht. — Der Affectionswerth, welchen das Gedicht durch seine Beziehung auf das befreundete Brüderpaar Asinius und zugleich in seinem Ausgange auf Verannius und Fabullus hatte, ein Werth, zu dessen Schätzung uns das Organ fehlt, musste es dem Catull lieb und der Voranstellung würdig machen. Dass es der Zeitfolge nach nicht hinter, sondern vor c. IX gehörte, sehen wir aus *miserant* (XII, 15), das den Verannius als noch mit Fabullus in Spanien verweilend bezeichnet; das wollte aber der Dichter als ein für seine Redactionsgrundsätze unbeachtliches Moment weder selber sehen noch von den geniessenden Lesern gesehen wissen.

Noch ein Gedicht ist übrig, das, wenn irgend eines, den S. 3 aufgestellten Satz, die Lieder vor XIV^b seien ein Ganzes von einer gewissen berechneten Abgeschlossenheit, zu bestätigen scheint, das ist die Epistel an Licinius Calvus, den Busenfreund, den Catull als solchen mit den ersten Worten des Gedichtes einführt: *Ni te plus oculis meis amarem, iucundissime Calue* — XIV. Mit Lesbia, die er geliebt, wie keine wieder geliebt werden kann, hatte er begonnen, mit Calvus, den er werther hielt als den eigenen Augenstern, schloss er ab, als er zu einem Ruhepunkt gekommen war bei der Durchmusterung der Bilder aus seinem Leben, die er mit dem Künstlergriffel festgehalten hatte. In dem Ideenkreise der Frauenliebe und Männerfreundschaft, aus dem er jetzt heraustreten musste, um in einen wesentlich anderen überzugehen, konnte er Calvus nicht entbehren. Noch einmal hat ihn die Schwärmerei für Calvus zu einem Liede begeistert (L), das mit dem ersten nicht nur die Bestätigung des vertraulichsten Verkehrs und des Uebereinstimmens der Meinungen und Geschmacksrichtungen in der Poesie gemein hat, sondern auch die einzelnen Koseworte (*iucunde, ocelle*) und die besonderen Wendungen, dass im Scherze mit einer Rache gedroht wird für angeblich vom Freunde erlittenen oder zu fürchtenden Uebermuth, und dass der Dichter den nächsten Morgen kaum erwarten kann, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. Stärker noch spricht sich die überschwenglich zärtliche Stimmung in dem zweiten Briefe aus, wo der Dichter in der Erinnerung an die eben genossenen Stunden geistreichen Verkehrs mit dem Freunde und vor lauter Sehnsucht nach Wiedervereinigung krankhaft aufgeregt, appetit- und schlaflos geworden ist. Man möchte diese Aeusserungen in Zusammenhang bringen mit den in XXXVIII, XLIV und LII enthaltenen Andeutungen über erschütterten Gesundheitszustand und beginnendes Körperleiden des frühverstorbenen Dichters, das dann in sinniger Weise c. L idealisiert wäre durch Erklärung der Nervosität aus der Sehnsucht nach Calvus. Wegen *illinc abii* (v. 7) wird gewöhnlich angenommen, dass die Zusammenkunft bei Calvus stattgefunden habe. Damit will sich *in meis tabellis* (v. 2) nicht recht zusammenreimen lassen, das doch ungezwungener Weise nur auf die Wohnung des Catull gedeutet werden kann. Die beiden Expositionsverse 1 und 2 bezeichnen mit gewohnter Präcision die Umstände, unter denen die Zusammenkunft stattgefunden hat: Zeit (*hesterno die*), Veranlassung (*otiosi*), Zweck (*multum lusimus*); es fehlt nur noch der Ort; den nennt eben *in meis tabellis,* fast gleichbedeutend mit: in meinem Arbeitszimmer; denn das Schreibmaterial zu einer gemeinschaftlichen Arbeit giebt naturgemäss der Wirt des Hauses. Dazu nehme man den Schluss des Gedichtes, in

welchem mit *preces nostrae* nichts anderes gemeint sein kann als die in dem vorhergehenden Satze: *ex quo perspiceres meum dolorem* (*dolorem* = mein schmerzliches Sehnen) eingeschlossen liegende Bitte bald wiederzukommen. Wäre Catull am Tage vorher bei Calvus gewesen, so müsste er sich auf seine Sehnsuchtsklage den nüchternen Einwand gefallen lassen: Warum gehst du heute nicht wieder hin, wenn dein Verlangen ihn zu sehen so gross ist. Die Art, wie er die Möglichkeit erneuter Zusammenkunft von dem guten Willen des Calvus abhängig macht, lässt darauf schliessen, dass jener zu ihm kommen musste, wenn sie zusammenkommen sollten, dass also Catull ans Haus gebunden, dass er krank war. Dann würde *atque illinc abii* zu interpretieren sein: und ich trennte mich davon, nämlich von der gemeinsamen Beschäftigung, also nicht in rein örtlichem Sinne gesagt von einem Weggehen durch die Gassen, sondern übertragen von einem Aufgeben der bisherigen Situation, einem Ablassen, Sichzurückziehen von der bisherigen Thätigkeit, womit natürlich ein Weggehen aus dem einen Zimmer ins andere verbunden gewesen sein kann und wird.*)

Das erste der beiden Calvusgedichte (XIV) hat die Besonderheit, dass es neben der in der Form der Neckerei doppelt wirksam gegebenen Erklärung unerschütterlicher Zuneigung zu dem Freunde zugleich die Stellung bezeichnet, die dem Catull sein künstlerisches Selbstbewusstsein inmitten der unberufenen Dichterlinge seiner Zeit anwies. Diese literarische Tendenz wird für das Lied die Voranstellung veranlasst haben; die Doppelbedeutung desselben als Bekenntnis der

---

*) Ich habe gelegentlich versucht, Catullische Lieder in deutsche umzuarbeiten. Auch das im Vorstehenden besprochene Gedicht ist von diesem Versuche nicht verschont geblieben. Wenn ich diese Umdichtung und bei der günstigen Gelegenheit noch andere hier aufnehme, so wünsche ich nur, dass man daran mein Bestreben erkenne, auf verschiedenem Wege in die Eigenart des Dichters einzudringen.

L.

An Calvus.

Sinnigen Spieles heitre Stunden,
Da wir gestern uns gefunden,
Ungestört genial zu sein.
Hundert Weisen kühn versuchend,
Um die Wette Verse buchend
Schuf das Dichterpaar beim Wein.

Und ich schied — entzückt, begeistert,
Von der Zauberkraft bemeistert,
Die aus deiner Seele quoll.
Wollte mir kein Bissen schmecken
Und kein Schlaf das Auge decken;
Ach, das Herz war mir so voll!

Bangend nach des Morgens Scheine,
Dass er dir mich wieder eine,
Härmt' ich mich die müde Nacht.
Konnt' es länger nicht ertragen,
Meine Sehnsucht dir zu klagen
Hab' ich dieses Lied erdacht.

Nun versteh', was ich gelitten,
Hüte dich, der Sehnsucht Bitten
Abzuweisen freventlich;
Dass dich Nemesis verschone,
Gleiches nicht mit Gleichem lohne;
Herzensfreund, ich warne dich!

VIII.

Entsagung.

Vorbei die goldnen Tage!
Lass ab vom Spiel der Thoren,
Stell' ein, Catull, die Klage,
Verlornes gieb verloren.
Das war eine Liebe wie keine,
Ein endlos Kosen und Scherzen;
Wenn sie gewinkt: „Erscheine!“
Wie flog ich zu ihrem Herzen.
Zwei Seelen und ein Wille:
Das waren goldne Tage.
Vorbei! Nun bleibe stille,
Catull, sei Mann, ertrage.
Catull wird sich ermannen:
Fahr' hin, du Ungetreue!

Freundschaft und als Fehdeerklärung gegen die Kunstverderber ist an hervorstechender Stelle in günstigster Fassung zum Ausdruck gekommen: jenes Bekenntnis in den Anfangsworten, diese Erklärung in der Schlusszeile: (*abite, saecli incommoda, pessimi poetae.**)

Was haben wir nun durch die bisherigen Betrachtungen gewonnen? Ein halbwegs vernünftiger Lyriker wird seine Lieder, wenn er sie für die Herausgabe sammelt, nicht wie Kraut und Rüben durcheinander werfen, das ist gegen die Natur; er wird einem oder mehreren leitenden Gedanken dabei mit grösserer oder geringerer Consequenz folgen. Das einfachste und bequemste Verfahren, das freilich unter Umständen ein selbstmörderisches werden kann, ist die chronologische Anordnung nach den Entstehungszeiten der Gedichte. Catull hat sie verschmäht; so muss er andere Gesichtspunkte gehabt haben. Nun wollen wir uns nicht vermessen, seinen Gedankengängen durch alle Windungen und bis in die fernsten Winkel nachspüren zu können; das würde uns ebenso wenig und noch weniger möglich sein als bei den Lyrikern des eigenen Volkes und der eigenen Zeit. Aber wir wollen uns auch nicht der Erkenntnis der hauptsächlichen Anordnungsmotive da verschliessen, wo sie deutlich zu Tage treten. Catull hat in den ersten 14 Gedichten aus seinem Vorrath von seinem Liebsten genommen, von dem, wobei er als Mensch am wärmsten gefühlt hatte. Liebe, Freundschaft, Heimat sind die drei Empfindungsgebiete, in denen diese Poesien wurzelten. Und er war sich bewusst gleichzeitig auch von dem

---

Jetzt fliehst du lachend von dannen,
Einst kommt die Stunde der Reue;
Wenn niemand begehrt dein Kosen.
Niemand dein Herz zu erweichen,
Wenn ungeküsst die Rosen
Auf deinen Lippen verbleichen.
Wer wird die Einsame lieben?
Catull — ist Mann geblieben.

XXVII.

Trinklied.

Mundschenk, giess' ein!
Aber zum schärferen Trunke vom Alten,
Lass der Postumia Zechgesetz walten;
Heiss ist das Traubenblut,
Heisser ihr trunkner Muth.
Weg, du Verderben der Bacchusgabe,
Brunnenwasser, Philisterlabe!
Hier wird geopfert mit lauterem Wein —
Mundschenk, giess' ein!

XXXI.

Sirmio.

Du Königin der flutbespülten Lande,
So weit Neptunus' Doppelscepter reicht,
So weit aus klarer See ein Eiland steigt,
Frohlockend steure ich zu deinem Strande.
Bithynien hinter mir — kaum kann ich's fassen,
Dass ich die fremde Wüstenei verlassen,
Dass ich dich wiederschaue wohlgeborgen,
Das Herz entledigt jeder Last der Sorgen.
Kein grösser Glück als fernher heimgekehrt
Zu rasten reisematt am eignen Herd.
Der Augenblick ist alle Mühsal werth.
Willkommen, Sirmio! Und grüsse wieder
In holdem Reize lachend den Gebieter!
Auch eure Grüsse mögt ihr, blaue Wellen,
Im lust'gen Spiele gaukelnd zugesellen.

*) Zu v. 14 reden Ellis und Munro (a. a. O. 48) von einem „Morgen" der Saturnalien, an dem Catull das Packet schlechter Dichterwaare empfangen habe, und *die* wollen sie als Apposition zu dem folgenden *Saturnalibus* construieren. Aus *si luxerit* (v. 17) ist klar, dass der Dichter das Packet am Abend in die Hände bekommen hat oder bekommen zu haben fingiert, sonst würde er noch im Laufe des Tages die Revanchesammlung beschaffen, nicht erst mit dem nächsten Morgengrauen (*si luxerit*) dazu sich aufzumachen beschliessen. *Continuo* ist Adverbium und heisst in Verbindung mit *die:* sofort des Tages, noch im Laufe des Empfangstages, ehe derselbe vergeht; und das ist eben, wie der folgende Vers lehrt, ein Saturnalienfesttag, wodurch der Frevel des Calvus sich erhöht.

zu nehmen, womit er als Dichter am meisten zufrieden sein konnte, also von seinem Besten, eine Selbstbeurtheilung, mit der das Urtheil unserer Zeit zur Ehre des Dichters in der Hauptsache übereinstimmt. Dass er nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Verstande auswählte, beweist eben die Auswahl selbst, d. h. ausser der Vertheilung der selteneren Metra die Beschränkung, die er sich auferlegte, indem er nicht alle Gedichte desselben Gebietes zusammenstellte, sondern mit kluger Oekonomie einzelne abtrennte, um dasselbe Motiv oder dieselbe persönliche Beziehung nicht zwei oder mehrere Male hintereinander, sondern bei Vertheilung der betreffenden Gedichte über die Sammlung nach Zwischenräumen und auf diese Weise wie etwas neues zu wiederholen, das an der gewählten Stelle, sei es durch den Contrast oder durch Uebereinstimmung mit dem Grundtone der umstehenden Gedichte wirksamer eintrete. So hat er die Heimatlieder getrennt, so die Calvuslieder, die Invectiven gegen Memmius, gegen Suffenus und andere *pessimi poetae*, gegen die Serviettendiebe, die Grüsse an die zweimal heimkehrenden Freunde Verannius und Fabullus u. a. m. Berechnung verräth sich ferner in der Art, wie die Kernlieder der ersten Gruppe, die Lesbialieder, durchschossen sind von Gedichten anderen Themas, aber solchen Themas und solcher Behandlung desselben, dass zwar der Zweck der Abwechselung und der verzögerten Vorführung der Bilder des Liebeslebens erreicht, aber die Grundstimmung der Gruppe, die des heiteren Lebensgenusses in glücklichen Verbindungen nicht beeinträchtigt, sondern gesteigert wird. (Ueber die Unterbrechung dieser Stimmung durch VIII und XI und die Gründe dieser Unterbrechung ist S. 3 gesprochen worden.) Wie ganz anders und zwar auf die Dauer anders wird der Ton von XV an. Es ist die Atmosphäre der Cinädenwirtschaft, des Cynismus, der Priapea, in die wir mit c. XV eintreten und in der wir als in der vorherrschenden bis XXXIII bleiben. Und auch äusserlich macht sich hier die Erneuerung der Gruppenbildung, der Beginn einer zweiten Gruppe dadurch sofort bemerkbar, dass genau wieder, wie in der ersten Abtheilung die Lesbialieder, eine Folge von Gedichten gleicher persönlicher Beziehung, die gegen Furius und Aurelius, zur Grundlage genommen ist; und es sind ihrer genau wieder sechs (XV, XVI, XVIII/XXI, XXIII, XXIV, XXVI), obgleich ein siebentes in denselben Ideenkreis gehöriges noch vorhanden war, das auf Juventius (XLVIII), der ja in engstem Zusammenhang steht mit Furius und Aurelius, das aber weit zurückgestellt ist, als hätte der Dichter auch eine numerische Symmetrie herstellen wollen. Und auch das Princip ist hier festgehalten, die Stammlieder der Gruppe theilweise zu unterbrechen durch Gedichte andersartigen Inhalts.

So haben wir zwischen XIV und XV einen Abschnitt, dessen Entstehung auf ein Spiel des Zufalls sich nicht zurückführen lässt. Und gerade in diesem Abschnitt bietet die Ueberlieferung das Fragment eines Gedichtes, in welchem Catull sich an das lesende Publicum wendet und zwar in Ausdrücken, die das Gefühl des Verfassers einzuschliessen scheinen, dass eine gewisse Ueberwindung dazu gehöre, um an die Lectüre des Folgenden zu gehen. Vom Standpunkte der Sittlichkeit aus meint er das natürlich nicht; das würde ihm schlecht zu Gesicht stehen; aber das hat er gewusst, dass zum Genuss des nunmehr Darzubietenden ein anderer Geschmack gehörte als für die bisher gereichte Zuckerkost der Sentimentalität, ein an gepfefferte Gerichte gewöhnter Gaumen. Er wusste, dass es an Feinschmeckern dieser Art nicht fehlen würde; um denen einen Vorschmack zu geben und zu verhindern, dass einer von ihnen hier zufällig abbräche mit der Lectüre, wo es für ihn erst recht goutierbar zu werden anfinge, und zugleich zur Bekämpfung etwaiger Prüderie von anderer Seite, selbstverständlich

zur humoristischen Bekämpfung — man vergleiche c. XVI — legte er vor der zweiten Gedichtsgruppe ein besonderes Widmungsgedicht ein.

Es stützen sich die beiden Vermuthungen, die aufgestellt worden sind, gegenseitig: der deutlich erkennbare Unterschied zwischen den Gedichten vor und denen nach dem Fragment verräth die wahre Bedeutung dieses Fragmentes, und durch das Vorhandensein desselben wird andererseits die Annahme bestätigt, dass der Dichter hier bewusster, berechneter Weise einen Abschluss machte.

Berechneter Weise — Süss (Catulliana p. 31) entschuldigt sich förmlich, dass er einmal für die Zusammenstellung zweier Gedichte eine bestimmte Erwägung bei Catull voraussetzt. Er sagt: „Ohne den genialen Catull zum Rechenkünstler stempeln zu wollen, glauben wir doch, dass er in der Anordnung seiner Gedichte zwar nicht ein steifes Prinzip durchgeführt, wohl aber mitunter sinnige Rücksichten zur Geltung gebracht hat.“ Ich habe auch eine sehr hohe Meinung von der Genialität des Catull; allein die Genialität schliesst zwar beim Dichten die Berechnung aus, aber nicht beim Herausgeben der Gedichte. Dazu hat auch der genialste Dichter und hatte Catull zumal, wie sich auf jeder Seite verräth, die Kinder seines poetischen Schaffens zu lieb, als dass er sie bei der Einführung in die Welt wild und wüst hätte durcheinander laufen lassen können, anstatt sie in möglichst vortheilhafter und empfehlender Gruppierung vorzuführen. Oder meint vielleicht jemand, dass er im Stande gewesen wäre, statt mit dem passer etwa mit der Ipsitilla anzufangen, wenn die ihm der Zufall zuerst in die Hand geführt hätte? Er wusste recht wohl, was er that, dass er nämlich auf eine möglichst günstige Wirkung speculierte, als er eine Elite von Gedichten voranziehen liess und die schwächere Truppe in die Mitte nahm, die schwächere insofern, als er mit ihr die Gunst des Publikums in der Ausdehnung nicht erobern zu können hoffen durfte wie mit der Vortruppe. Die Regel ist, dass man ein Buch von vorn anfängt zu lesen. Und wenn wir heutzutage gerade bei einem Bändchen einzelner lyrischer Gedichte leicht geneigt sind in der Mitte aufzuschlagen und, wie die Seiten gerade fallen, eclectisch zu lesen, so lag dem Alterthum die Versuchung zu solchem wählerischen Blättern schon wegen der äusseren Beschaffenheit seiner Bücher und der grösseren Mühsamkeit des Lesens viel ferner, so dass ein Schriftsteller damals noch eher anzunehmen hatte, die ersten Eindrücke, mit denen er das Interesse zu gewinnen gedachte, würden auch wirklich durch die ersten Seiten erzielt werden.

Wie ist der Dichter nun weiter verfahren? Das hat schon Westphal richtig angemerkt, dass die consequente Durchführung eines Anordnungsprincips nach stofflichen Rücksichten, auch wenn er sie beabsichtigt hätte, nicht möglich gewesen wäre, da die Gedichte nicht mit der Absicht verfasst waren, dass sie später einmal in Kategorien gebracht werden sollten. Andererseits ist es nur natürlich, dass jemand, der eine Summe von etwa 60 Objecten in eine Ordnung bringen will, nachdem er einmal ein Viertel davon so zu sagen als erstes Packet ausgesondert hat, mit der weiteren Masse analog verfährt und ein zweites und ein drittes Packet bildet von ungefähr gleichem Umfange. Man schreie hier nicht ohne Noth über die vertrocknete Schulmeisterseele, die den genialen Poeten gar noch zum mechanisch hantierenden Sortierer macht. Das den meisten Menschen angeborene Gefühl für Symmetrie, die auch den meisten Menschen eigene praktische Klugheit des diuide et impera angesichts einer in Reih und Glied zu bringenden confusen Masse, endlich die allgemein menschliche Neigung, zu beharren in einer einmal eingeschlagenen Richtung und sich mit dem zweiten Schritte dem ersten zu accommodieren, anstatt

ihn erheblich länger oder kürzer zu machen: das sind die psychologischen Momente, deren Einfluss, wie ihn jeder bei einem ähnlichen Ordnungsgeschäfte an sich selbst beobachten kann, auch bei einem Catull begreiflich wäre. Und in der That scheint die Beschaffenheit der Gedichtsammlung dieser Annahme zu entsprechen. Es macht sich bemerkbar, dass die zweite Gruppe von XIV^b bis mit XXXVI, die dritte von XXXVII bis mit L reicht. Bemerkbar wird das durch die Correspondenz zwischen c. XIV und L als Schlussgedichten der ersten und der dritten Gruppe. Wie Horaz regelmässig mit Mäcenas anfängt, so schliesst Catull hier zweimal mit Calvus, beide Male die Gemeinsamkeit ihrer literarischen Neigungen und Bestrebungen berührend. Den Schluss der zweiten Gruppe bildet zwar nicht ein dem Calvus gewidmetes Gedicht: es war keines mehr vorhanden; denn das poetisch verwerthete Witzwort vom *salaputtium disertum* (LIII) war zu sehr eine harmlose Kleinigkeit, als dass es mit den beiden grossen Calvusliedern in Parallele hätte gestellt werden können. Dagegen finden wir an der als Ende der zweiten Gruppe bezeichneten Stelle ein Gedichtpaar (XXXV u. XXXVI), das in dem Zusammenhange seiner beiden Glieder eine überraschende Beziehung sowohl zu XIV als auch zu L hat. Dass XXXV *Poetae tenero, meo sodali* und XXXVI *Annales Volusi* wegen ihrer innerlichen Zusammengehörigkeit hier vereinigt sind, liegt auf der Hand. Bild und Gegenbild stellen sie dar, die *uenuste magna Caecilio incohata mater,* die ihrem Dichter das Herz des sapphisch gestimmten Mädchens gewonnen hat, und die *Annales Volusi, pleni ruris et inficetiarum*, die als Opfer der Versöhnung zwischen Catull und seinem geistreichen Liebchen auf dem Altar der Venus brennen sollen. Zusammengenommen aber wiederholen die beiden Lieder die Motive der Freundschaft auf dem Boden gleicher geistiger Interessen und der Polemik gegen die unebenbürtigen Eindringlinge in die Musenkunst, wie diese Motive in XIV und L verarbeitet sind. Will man noch näher auf das Verhältnis eingehen, so wird man die Stellung der vier Gedichte zueinander als eine chiastische zu bezeichnen haben:

XXXV XXXVI

XIV L

Und vielleicht verbirgt sich sogar in der Einladung an Caecilius (XXXV) die Person des Calvus:

v. 5 *Nam quasdam uolo cogitationes*
amici accipiat sui meique.

Dass mit dem *amicus* Catull sich selbst gemeint habe, ist kaum glaublich; es wäre das doch eine geschmacklose Selbstbezeichnung, der sich keine Bedeutsamkeit abgewinnen liesse. Vielmehr wird in den unbestimmten Andeutungen über Sache (*cogitationes*) und Person der bei einer solchen Einladung naheliegende Scherz zu suchen sein, dass der Eingeladene im Unklaren gelassen werden und rathen soll, welche Gesellschaft und Unterhaltung ihn erwartet. (Zu übersetzen also: „ein Freund von ihm und mir“.) Dazu stimmt auch das folgende *si sapiet;* je mehr die Einladung räthselhaft gehalten ist, um so mehr ist es angebracht, in der Befolgung derselben eine besondere Klugheit zu finden. Möglich, dass Calvus der grosse Unbekannte war; er würde unter den obwaltenden Umständen vorzugsweise geeignet gewesen sein, den dritten Mann zu machen. Freilich, wenn der in die Verhältnisse eingeweihte Caecilius bei der Meldung noch etwas zu rathen gehabt haben soll, werden wir uns erst recht bescheiden müssen, über die dritte Persönlichkeit im Ungewissen zu bleiben.

Aber nicht nur der Schluss der Gruppen ist auf diese Weise markiert; auch innerhalb

derselben macht sich durch gewisse gleichmässige Vertheilungen das Princip geltend. Das Phaselusgedicht war in die erste Gruppe aufgenommen worden (IV), die beiden anderen Heimatlieder (XXXI und XLVI) sind auf die beiden andern Gruppen vertheilt; ebenso ist verfahren bei den gleichartigen Angriffen auf die Prätoren Memmius und Piso und bei den Freundschaftsäusserungen gegen Verannius und Fabullus. In der ersten Gruppe werden Verannius und Fabullus als Freunde begrüsst (IX und XII), und Memmius wird kurz, aber verständlich als schlechter Versorger seiner Cohorte charakterisiert (X). Dasselbe Spiel wiederholt sich in der zweiten Gruppe in Ged. XXVIII, wo die eben bezeichneten Beziehungen in eins zusammengefasst sind und Piso hereingezogen ist als Ebenbild des Memmius.*) Und in der dritten Gruppe haben wir XXXVII zum dritten Male dieselbe Situation, nur mit Ausscheidung des Memmius, beschränkt auf Piso, Verannius und Fabullus. Das sollte sich so sinnreich, so zweckmässig von selbst vertheilt haben? Oder nehmen wir die Gedichte literarisch-polemischen Charakters zusammen. Der Fluch gegen die Poetaster (XIV *omnia uenena, pessimi poetae*) hatte am Ende der ersten Gruppe seinen Platz erhalten. Es blieben noch vier Gedichte derselben Gattung; zwei davon sind in die zweite Gruppe eingereiht: XXII (*Suffenus — infaceto infacetior rure*) und XXXVI (*Volusius — annales pleni ruris et inficetiarum*); zwei in die dritte: XLIV (*Sestius — orationem plenam ueneni et pestilentiae*) und XLIX (*Cicero*). In dem letztgenannten Gedichte tritt Catull selbst als *pessimus poeta* auf, aber in ironischem Gegensatze zu dem *optimus omnium patronus.* Dass die Lobpreisung des Cicero nicht ernstlich gemeint ist, wird durch diese Stellung des Gedichtes bestätigt, insbesondere auch durch die Vereinigung mit der Epistel an Calvus, den principiellen Gegner des Cicero, den Vertreter der rechten Redekunst in den Augen des Catull. So sind Cicero und Calvus als Schwarz und Weiss hier ebenso gepaart wie oben Volusius und Caecilius.

Wo nur in zwei Gedichten ein verwandtes Motiv in ähnlicher Behandlung vorlag, auch da sind die zwei auf zwei verschiedene Gruppen vertheilt, wie die beiden Geschichten vom gestohlenen *sudarium Saetabum* (XII, 1te Gr. und XXV, 2te Gr.) und die beiden Klagen über einen ungetreuen Freund (*Alfenus,* XXX, 2te Gr. und *Cornificius,* XXXVIII, 3te Gr.).

Um nun kurz zu recapitulieren: Mit Zugrundelegung einer Folge von sechs Lesbialiedern und durch Hinzufügung, bez. Einschaltung einer Anzahl anderer aus persönlichen und künstlerischen Rücksichten für ihn besonders werthvoller Gedichte, die ohne den vorherrschenden Grundton friedlicher und freundlicher Stimmung zu stören doch unter sich selbst und im Verhältnis zu den Lesbialiedern stofflich und metrisch Abwechselung und Manichfaltigkeit boten: so hatte der Dichter eine erste Gruppe abgeschlossen. Darnach bildete er, den Uebergang durch eine besondere Widmung an das Publicum vermittelnd, analog eine zweite Gruppe von äusserlich ähnlicher Ausdehnung, wiederum mit Zugrundelegung einer Folge von sechs zusammengehörigen Liedern, denen an Furius und Aurelius, wiederum mit Hinzufügung, bez. Einschaltung einer Anzahl anderer Gedichte, die theils Motive und Wendungen der ersten Gruppe wiederholend so

---

*) XXVIII, 8 *refero datum lucello.* Als Object dazu ist wohl nicht der folgende Satz zu betrachten (*o Memmi, bene me ac diu* —), sondern das vorhergehende *meum praetorem,* das zugleich die Objectergänzung zu *secutus* bildet. Sinn: Ich bringe lediglich meinen Prätor, dessen Gefolgsmann ich war, als Einnahme und Profit wieder. Wie das gemeint ist, lehrt dann die folgende Apostrophierung des Memmius; zur weiteren Illustration dient der Ausdruck *farti* (v. 13).

mit dieser correspondierten und hier Variation brachten, während sie dort den Eindruck der Einförmigkeit erzeugt hätten (XXII, XXV, XXVIII, XXXI, XXXV, XXXVI), theils dem Grundcharakter der Gruppe, dem priapeischen, entsprachen (XXIX, XXXIII, auch XXXII und — in doppelter Beziehung also hierhergehörig — XXV), theils mehr oder weniger indifferent waren und irgendwo untergebracht werden mussten (XVII, XXVII, XXX, XXXIV)*). Zur Herstellung einer dritten Gruppe waren zunächst übrig die nach dem Beweggrunde des Auseinanderhaltens und Sperrens gewisser gleichartiger Gedichte bisher zurückgesetzten Nummern XXXVIII (correspondierend mit XXX), XLIV, XLVI, XLVII, XLIX, L, (vielleicht auch XLII als Wiederholung des Diebstahlsmotivs). Eine ausgedehntere Folge von Gedichten derselben persönlichen Beziehung, die ebenso wie die Lesbialieder in der ersten und die Invectiven gegen Furius und Aurelius in der zweiten Abtheilung als Einheitliches unter dem Manichfaltigen hätte verwendet werden können, lag nicht mehr vor. Doch wurde im Kleinen, so viel es das Material gestattete, auch hier jenes massgebende Motiv der Gruppierung zur Geltung gebracht in den beiden Gedichten an Egnatius und an die *puella decoctoris Formiani* (XXXVII, XXXIX, XLI, XLIII). Naturgemäss trat in dieser dritten Gruppe das in der vorhergehenden aufgebrauchte priapeische Element fast ganz zurück und das dort fast ganz ausgeschlossene Element der Weiberliebe wieder hervor, dieses am stattlichsten vertreten in suasorischer Form durch XLV (*Acme*), in polemischer durch XLII (*Adeste hendecasyllabi*). Doch war der Contrast zwischen diesen beiden Gruppen nicht so stark, dass ein poetisches Proömium zur Einführung der dritten angezeigt erschienen wäre.

Was wird aber schliesslich mit den zehn übrigbleibenden Gedichten LI—LX? Die Rechnung geht nicht rein auf; dadurch wird ja wohl die ganze schöne Speculation hinfällig. Und doch ist es, wie ich versichern kann, gerade diese restierende Decas, deren Betrachtung den ersten Anlass zur Aufstellung der Gruppenhypothese gegeben hat. Was steht denn hier beisammen? Den breitesten Raum nimmt das Lied an Camerius ein (LV); aber wir sahen schon (S. 12), dass die Ausführung des an sich für humoristische Behandlung fruchtbaren Gedankens dem Dichter nicht recht geglückt ist; das wird er selbst wohl auch gefühlt haben. Ausserdem ist das Gedicht ein metrisches Unicum, und der formenstrenge Catull wird schwer-

*) In dieser zweiten Gruppe wird muthmasslich auch das priapeische Gedicht gestanden haben, von dem uns Bruchstücke aus anderer Quelle bekannt sind: Fragm. 3 u. 4 (Bährens). Weil aus diesem Gedichte die Metriker den ersten Vers als Muster zu citieren pflegen, nimmt Süss (Catulliana p. 27) an, dass es vor dem metrisch gleichartigen Ged. XVII *O Colonia* seinen Platz gefunden habe. Das wäre möglich zwischen XV und XVI, und dann würde die Durchschiessung der Hauptlieder mit andern Gedichten in der zweiten Gruppe genau so ausgeführt sein wie in der ersten Gruppe; es würden beide Male 1, 2, 3, 4 getrennt, 4 und 5 verbunden, 6 wieder abgetrennt sein. Doch das Süss'sche Argument ist nicht zwingend, wie das auf derselben Seite angeführte Beispiel zeigt, dass der Belegvers für den hipponacteischen Trimeter nicht aus VIII, sondern aus XXXVII citiert wird. Demnach könnte das fragliche Gedicht auch erst nach XVII eingeschaltet gewesen sein, zumal da der im ersten Verse desselben vorkommende Name Priapus (*Hunc lucum tibi dedico consecroque, Priape*) recht wohl eine Veranlassung sein konnte, den Priapeus lieber aus diesem Gedichte als aus *O Colonia* zu belegen. — Die zweite Gruppe hat den meisten Wechsel an metrischen Formen (13 Hendecasyllabi, 7 andere Metra); hier finden sich auch ausnahmsweise drei Gedichte selteneren Metrums unmittelbar hintereinander, ohne Unterbrechung durch Hendecasyllabi (XXIX, XXX, XXXI). Was dieses Abweichen von der Regel (nur LIX und LX ist sie noch einmal leicht verletzt) veranlasst haben mag, ist nicht zu erkennen. Nur dies ist augenscheinlich, dass sachliche Rücksicht dazu geführt hat, XXIX, den Angriff auf Cäsar und Mamurra, an XXVIII, an *opprobria Romuli Remique* anzuschliessen.

lich diesen einen Versuch einer freieren Bildung des Hendecasyllabus als eine Vervollkommnung gegen die 42 consequent in regelrechten Versen geschriebenen Gedichte derselben Gattung betrachtet haben. Daneben steht das Anekdötchen vom *salaputtium disertum* (LIII), recht nett, aber als poetisches Product doch unbedeutend. Den gleichen Charakter der epigrammatischen Kleinigkeit, die ein schon mehrfach in der Sammlung ausgebeutetes Motiv improvisatorisch wiederholt, trägt *Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa* (LVIII). Als eine Improvisation erscheint auch LII *Quid est, Catulle? quid moraris emori,* als solche vortrefflich gelungen, aber doch nur geeignet, einen flüchtigen Eindruck zu machen, und auch den nur auf die für die politischen Parteiverhältnisse interessierten Leser. Offenbar in lauter politisch-persönlichen Specialitäten ohne Entwickelung zu einem allgemeinen Gedanken hat sich LIV *Othonis caput* bewegt. Nichtssagend für den Uneingeweihten ist LX *Num te leaena.* Auch LVI *O rem ridiculam, Cato* — und LIX *Bononiensis Rufa* sind nur zwei rhyparographische Skizzen von untergeordnetem Werthe. Am meisten noch hat, abgesehen von der Ode an Lesbia (LI), LVII *Pulcre conuenit improbis cinaedis* selbständige Bedeutung als Gedicht, namentlich wegen der glücklich durchgeführten Darstellung des Caesar und des Mamurra in ihrem Zwillingsverhältnis. Aber die beiden sind in ähnlicher Weise schon einmal verarbeitet worden (XXIX) und zwar dort mit besserem Scheine der Berechtigung, vom Standpunkte des entrüsteten Patrioten aus, während sich hier der Angriff beschränkt auf persönliche Verdächtigungen und Schmähungen.

Nach alledem erkennen wir in dieser letzten Partie der Sammlung einen Anhang, eine Nachlese, bestehend aus den Ueberbleibseln und Abfällen des bisherigen Einordnungsverfahrens. Und wenn man es sich recht überlegt, ist bei der Natur der zu ordnenden Objecte dieses Verbleiben eines Restes viel weniger wunderbar[1] und viel mehr beweisend für die Natürlichkeit und Zwanglosigkeit des vermutheten Verfahrens, als wenn alles glatt und rein aufgegangen zu sein schiene. Der Rest bestand aus inhaltlich minder bedeutenden, künstlerisch minder gelungenen, in ihren Beziehungen besonders speciellen Gedichten, aus Stücken, die dem Verfasser nicht so werthlos erschienen, dass er sie ganz hätte unterdrücken mögen, aber doch so minderwerthig, dass er sie bei der Bildung der drei Hauptgruppen immer wieder zurückstellte. So viel Selbstbewusstsein hatte er und konnte er haben, dass er nicht zu fürchten brauchte, es würden etwa diese fragwürdigsten seiner Kleinigkeiten in solcher Zusammenstellung als ein plötzlicher Abfall von der bisherigen Leistung erscheinen und damit dem ganzen Werke Abbruch thun. Der Unterschied ist ja nur ein gradueller, nicht ein qualitativer. Und schon die verhältnismässig grosse Quantität politisch-satirischen Salzes, die hier beigemischt ist, musste diesen Nachtisch den Zeitgenossen schmackhaft machen. Wenn es eine natürliche und richtige schriftstellerische Berechnung war, Poesien von zweifelloser Vollendung und Wirkungsfähigkeit auf den am meisten exponierten Platz, an den Eingang des Buches zu stellen, so war es nur folgerichtig, wenn Gedichte entgegengesetzter Beschaffenheit auf das stillste und bestgedeckte Plätzchen genommen wurden, wo sie auch im Rücken geschützt waren durch ein sich anschliessendes unfragliches Meisterwerk, durch das Hochzeitslied für Torquatus.

Wie aber kommt, das ist die letzte Frage, die vielgefeierte Ode: *Ille mi par esse deo uidetur* (LI) in diese Gesellschaft? Hier habe ich eine ketzerische Ansicht. Die Ode ist eine schöne Bearbeitung des griechischen Originals und ein wichtiges Document der Uebersetzungskunst des Catull, aber als Ganzes ist sie doch ein misrathenes Gedicht. Ich zweifle nicht, dass wir sie in der überlieferten Folge der vier Strophen ganz und echt vor uns haben, dass der

Stimmungsumschlag und Empfindungsbruch, den die von Catull hinzugefügte vierte Strophe eigener Erfindung enthält, etwas beabsichtigtes war. Ernsthaft kann dieser Schluss nicht gemeint sein; es wäre über die Massen abgeschmackt, wenn sich der Dichter im Ernste mit einer solchen trivialen Moralpredigt aus der Verzückung herausphilosophieren wollte. Es soll ein Witz sein, dass so plötzlich der kalte, nüchterne Verstand dem Trunkenen ins Genick fährt und ihn unsanft auf den rauhen Boden der Wirklichkeit setzt. Aber dieser Genickfang ist eben nicht gelungen; dem Dichter hat die Sprache zu kräftig contrastierender Wirkung versagt; er hat das rechte „Doctor, sind Sie des Teufels" nicht gefunden. Matt ist für die beabsichtigte Wirkung trotz der dreimaligen Wiederholung der Hauptbegriff *otium*, matter noch als das gewöhnlich zur Uebersetzung verwendete Müssiggang, matt ist das Prädicat *molestum*, am mattesten der allgemein gehaltene Vergleich mit den Städten und Königen alter Zeit, des Flickwortes *prius* in der Stelle gar nicht zu gedenken. Dieses „desinit in piscem", das Unzulängliche der gewählten sprachlichen Form, die sich mit der Intention nicht deckt, hat für das Gedicht die Verbannung aus der Lesbiagruppe in den Anhang veranlasst. Denn ich finde, wie die ganze hier zum Schluss kommende Betrachtung über die lyrischen Gedichte des Catull zeigt, mehr künstlerische Selbstbeurtheilung und Selbsterkenntnis bei diesem ungezogenen Liebling der Grazien, als man sie ihm gemeiniglich wohl zutraut.